

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

## Carl Hildebrand Freiherr von Canstein

Ein Christ in den Spannungen  
seiner und unserer Zeit

Günther Leppin

# Carl Hildebrand Freiherr v. Canstein

Ein Christ in den Spannungen seiner  
und unserer Zeit

Von  
Günther Leppin



BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Band 177 der Sammlung  
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALT

Vorwort . . . . .	3
Die Ahnen . . . . .	5
Der Vater . . . . .	8
Des Vaters Segen . . . . .	14
Der e i n e Weg . . . . .	21
Der lutherische Pietist . . . . .	26
Der Christ und das Recht . . . . .	34
Die älteste Bibelgesellschaft der Welt — ein Denkmal des Dankes und des Gehorsams . . . . .	43
Das Erbe . . . . .	57
Literarnachweis . . . . .	67

## Vorwort

Der äußere Anlaß zu diesem Büchlein ist die 300. Wiederkehr des Geburtstages des Freiherrn von Canstein am 4. August 1967. Der innere Anlaß liegt in der Verpflichtung, diesen wahrhaft großen lutherischen Pietisten der christlichen Gemeinde von heute nahezubringen. Aus den Spannungen seiner Zeit hat er uns für die Spannungen unserer Zeit manches zu sagen, was des Beherzigens, zumindest aber des Nachdenkens wert ist.

Carl Hildebrand von Canstein war ein Edelmann nicht nur von Geblüt, sondern auch von Gesinnung und Charakter. Durch sein Wirken wollte er nicht von sich reden machen, sondern Jesus Christus zu Wort kommen lassen. Er, der im Offiziersberuf zu Orden und Ehrenzeichen hätte kommen oder im Staatsdienst zu Macht und Ansehen hätte emporsteigen können, zog es vor, in voller Freiheit und Hingabe Diener seines Herrn Christus zu sein. Noch kurz vor seinem Tode hat er das selbst ausgesprochen: „Alles ist Gnade. Herr, von dir ist alles gekommen, und von deiner Hand haben wir es dir gegeben.“

Hiddesen, Pfingsten 1967

Günther Leppin



## Die Ahnen

Jeder von uns trägt eine Vergangenheit, die er nicht mitgestaltet hat. Jeder ist belehnt durch seine Vorfahren, positiv und negativ, belastet und bereichert. Jeder ist unwiderruflich hineingebunden in eine Tradition. Mancher möchte sie abschütteln, er kann es nicht. In China ist augenblicklich eine Kulturrevolution im Gange, die alle Tradition auslöschen und gleichsam mit einem Jahre Null einen völlig neuen Anfang setzen will. Sogar einen neuen Menschen will sie formen. Der gigantische Versuch wird – auf weite Sicht – scheitern müssen. Es wird bei dem alten Erfahrungssatz bleiben: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret.* („Man mag die Natur mit der Forke austreiben, schließlich wird sie doch immer zurückkehren.“)

Auch in der westlichen Welt ist weithin eine Auflehnung gegen Althergebrachtes vorhanden, nicht nur bei Provos und Gammlern, sondern darüber hinaus in weiten Teilen der Jugend und bei manchen Erwachsenen. Auch dieses Aufbegehren wird scheitern. Denn das uns Mitgegebene und Ererbte gehört in unsere Welt ebenso hinein wie der Fortschritt, und wer fortschreiten will, muß von einem Standort herkommen. Man kann nicht „freischwebend in der Luft“ fortschreiten. Manches aus früheren Vorstellungen wird schwinden, manche überkommenen Ansichten, Wertmaßstäbe und Urteile werden sich wandeln – aber ein Bestand von unwägbaren, gültigen Werten und Normen wird bleiben. Wir werden aus der Vergangenheit, die uns geformt und geprägt hat, Kräfte ziehen. Wir werden anderseits durch sie auch zum Tode gezeichnet werden. Wir werden vieles dankbar als wertvolle Mitgift anerkennen und in die Gegenwart und Zukunft hineinbauen. Wir werden manches als wertlosen Ballast abwerfen. Wir werden mancherlei vorfinden, dessen wir uns schämen. Manches wird da sein, was uns begeistert und verpflichtet. Aber wir können aus der Geschichte unserer Familie

und Sippe wie unseres Volkes nicht ausbrechen und werden auch unsererseits wieder Geschichte schaffen. Wenn wir dazu hindurchdringen und heranreifen, daß wir die Tradition als vorgegeben bewußt bejahen, werden wir gute und weise Baumeister an der Zukunft des Menschengeschlechts sein. Wer aber seine Vergangenheit verachtet, belächelt oder überspringen zu können meint, tut das nicht ungestraft und wird einmal als töricht dastehen.

Einer, der Ererbtes und Überkommenes hochgeachtet und seinerseits befruchtet hat, ist der, von dem dieses Büchlein handelt: Carl Hildebrand Freiherr von Canstein. Er stand in einer langen, reichen Geschichte seiner Ahnen. Das Geschlecht ist bis in das 12. Jahrhundert zurück nachweisbar, ist aber noch älter. Begründete Vermutungen gehen dahin, daß die Vorfahren alte germanische Stammeshäuptlinge gewesen sind. Ist das ein Anlaß zum Stolz? Gewiß nicht im Sinne eitler Überheblichkeit. Denn die Nachkommen sind ja Empfangende und erst danach Gestaltende als Verwalter überkommenen Erbes. Erst künftige Generationen werden darüber urteilen, was die, die in die Fußstapfen der Ahnen getreten sind, ihrerseits an Leistungen hinzugetan, wie sie das Vätererbe verwaltet haben. Wenn also kein Anlaß zum Stolz gegeben ist, so doch zur Dankbarkeit, die wohl das Selbstbewußtsein zu heben vermag, vor allem aber zum Bewahren und Bewähren verpflichtet. Stolzes Rühmen der Ahnen wäre allzu leicht Selbstruhm, auf den in Abwandlung das Pauluswort zuträfe: „... so sollst du wissen, daß nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich“ (Röm. 11, 18). Diese dankbare Bescheidenheit eignete Carl Hildebrand ebenso wie seinem Vater Raban.

Die älteste Urkunde der Ahnen stammt aus dem Jahre 1106 und liegt in der Registratur des Staatsarchivs in Marburg. Sie ist ausgestellt auf Rave de Pappenheim, miles. Er war — wie viele seiner Nachkommen — Erbtruchseß des Freien Stiftes zu Corvey, bekleidete also ein damals sehr

hohes Amt. Doch was haben die Pappenheim mit den Canstein zu tun? Im alten Franken- und Sachsenreich kannte man noch keine Familiennamen, sondern nur Personennamen. Der Personennamen der Canstein war Rauhen, Rave, Rabe, Raban. Hinzugefügt wurde zur Unterscheidung der Name der Burg, auf der das Geschlecht saß. Als ein Rabe von Pappenheim Herr auf der Burg Canstein wurde, nannte er sich Rabe von Canstein. So sind die Pappenheim und die Canstein ursprünglich dasselbe Geschlecht. Später setzten sich die einzelnen Linien voneinander ab, und der Burgname wurde zum Familiennamen. Bis auf den heutigen Tag kehrt Rabe in der Reihe der männlichen Vornamen bei den Cansteins häufig wieder. Familientradition!

In der katholischen Pfarrkirche von Heddinghausen, zwei Kilometer von der Burg Canstein entfernt, ist die Begräbnisstätte dieses Adelsgeschlechts. In dem zugemauerten und nicht mehr zugänglichen Gewölbe unter der Kirche sind die Männer und Frauen beigesetzt, die einst in den dichten Wäldern rundum jagten, auf der nahen Burg fröhliche Feste feierten, aber in ihr auch manches Familienleid trugen. Dem heiligen Hubertus, dem Jäger, ist die Kirche geweiht. Auf einem Relief über dem Hochaltar sieht man ihn, wie er im Cansteiner Forst dem Hirsch begegnet. Grabplatten, von Künstlerhand gestaltet, sog. Epitaphe, zeigen uns einige Männer aus dem Geschlecht derer von Canstein. Das Grabmal jenes Raban ist darunter, der 1512 geboren und im Alter von dreiunddreißig Jahren in der Schlacht bei Drakenburg (unweit von Nienburg an der Weser) im Kampf gegen die Scharen des Bischofs von Bremen gefallen ist. Auch das Grabmal des Mordian von Canstein befindet sich dort, der 1581 als Achtunddreißigjähriger auf einer Hirschjagd im Mühlental, nahe bei der Burg, tödlich verunglückte. Manch einer des Geschlechts, bis in unsere Tage hinein, hat in dieser Kirche stille Einkehr gehalten und derer gedacht, deren Blut auch in seinen Adern floß. Die Jahre enteilen, Jahrhunderte schwinden

dahin, Geschlechter reihen sich aneinander, Männer und Frauen, die den Namen weitertragen und das Vätererbe an Söhne und Töchter weitergeben zu treuen Händen.

Einen Blick weit in die Vergangenheit hinein öffnet uns auch das Cansteinsche Familienwappen. Es ist eines der ältesten westfälischen und sogar deutschen Wappen. Heute noch stimmt es mit den alten Siegeln an Urkunden aus dem 12. Jahrhundert überein. Stolz schreitet der helmbewehrte, kampfbereite schwarze Rabe im silbernen Schild. Abwechselnd schwarze und silberne Rabenfedern zieren den Helm. Der Rabe ist eins der ältesten deutschen Heilszeichen. Die Raben Hugin (das Denken) und Munin (die Erinnerung) umkreisten der Sage nach den germanischen Göttervater Wodan und brachten ihm Kunde von allem, was in der Welt vorging. Wer heute die Burg Canstein im Kreise Brilon besucht, findet den Raben oder das ganze Wappen an verschiedenen Stellen des Gemäuers.

## Der Vater

Die jeweils uns nächststehenden Ahnen sind Vater und Mutter. Erbanlagen, die ihnen eingepflanzt sind, gehen auf die Kinder über, manche erkennbar und manche verborgen, etliche gute und etliche böse. Diese Anlagen sollen von den Kindern umgeschmolzen werden in das eigene Wesen. Die guten Anlagen sollen gehütet und gepflegt, die bösen bekämpft und zurückgeschnitten werden. So formt sich die neue Generation und gewinnt Profil. „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterlein die Frohnatur und Lust zum Fabulieren“, sagt Goethe über sich. So trägt jeder unmittelbar von Vater und Mutter ein Erbe durchs Leben. Dabei sind Hypotheken abzutragen und Kapitalien zu mehren, die unserm Wesen und Charakter mitgegeben sind. Carl Hildebrand war mit seinem Vater Raban besonders eng verbunden. Er hat ihn

nicht lange haben dürfen, nur wenig mehr als zwölf Kinderjahre hindurch. Aber diese zwölf Jahre bergen einen reichen Inhalt, prägen den Sohn und geben ihm Ziel und Richtung seines Lebens.

Der Vater Raban siedelte von Westfalen in die Mark Brandenburg über. Zwischen beiden Gebietsteilen des späteren preußischen Staates bestanden in den folgenden Jahrhunderten fruchtbare Beziehungen mancherlei Art. Die Verbindung durch die Person Cansteins dürfte eine der ältesten und bedeutsamsten sein. Raban wurde am 10. August 1617 auf der Burg Canstein geboren. Schon mit achtundzwanzig Jahren wird der kluge, weltkundige Mann, der auf ausgedehnten Reisen nach Holland und England, Belgien und Frankreich, Hamburg und Schweden seine Bildung erweitert und seine Kenntnisse vermehrt hatte, zum Geheimen Rat und Hofmarschall bei der Herzogin Anna Sophie von Braunschweig-Lüneburg bestellt. Dort lernt ihn Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, der Große Kurfürst, kennen und bewegt ihn, im Jahre 1650 in seine Dienste zu treten. Er beginnt seine Tätigkeit in Cleve, das soeben mit den brandenburgischen Landen verbunden worden war, und setzt sie als Regierungsdirektor in Halberstadt fort. 1655 wird er nach Berlin berufen, wo er unter Beibehaltung seiner bisherigen Ämter die Leitung der kurmärkischen Kammer übernimmt.

Wer etwas leistet und eine große Schaffenskraft hat, dem wird immer mehr Verantwortung übertragen und immer neue Arbeit aufgebürdet. Das ist heute so, und damals war eine Zusammenballung von Ämtern in einer Hand erst recht üblich. Bedenken wir, daß die Staatsform nicht die Demokratie, sondern die Monarchie war, nicht eine konstitutionelle Monarchie mit einer Verfassung und gesetzgebenden gewählten Körperschaften, sondern eine absolute Monarchie, in der lediglich die „Stände“ ein gewisses Mitspracherecht hatten! Das bedeutete also: Die letzte Entscheidung in allen politischen Geschäften und

Verwaltungsangelegenheiten, über Finanzen, Wirtschaft und Militär, über Krieg und Frieden lag bei dem Monarchen. Welch ungeheure Verantwortung! Da hing alles davon ab, was für eine Persönlichkeit dieser Monarch jeweils war, ob stark oder schwach, ob klug oder beschränkt, ob Despot oder Diener, ob im Gewissen gebunden an eine unsichtbare höchste Instanz oder selbstherrlich und eigenmächtig, ob ein Mann nur einsamer Entschlüsse oder für guten Rat zugänglich. Ob in Frankreich ein Ludwig XIV., Zeitgenosse des brandenburgischen Großen Kurfürsten, mit seiner Losung: „L' état c' est moi!“ („Der Staat bin ich!“) oder ein Friedrich der Große in Preußen mit seiner Haltung: „Ich bin der erste Diener des Staates“ absoluter Monarch war, war ein gewaltiger Unterschied nicht nur im Grundsätzlichen, sondern in den tausend praktischen Entscheidungen des Alltags. Im Wesen der absoluten Monarchie lag es, daß der Herrscher die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte und für bestimmte Sachgebiete einzelnen Persönlichkeiten übertrug und nicht in die Hände einer Behörde legte. Ob es die richtigen Männer waren, sachlich geeignete und persönlich lautere und gewissenhafte, war von weittragender, folgenschwerer Bedeutung. Leopold von Ranke hat sicherlich recht, wenn er sagt: „Große Männer schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen.“ Sie schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie leisten einen richtunggebenden, zukunftsweisenden Beitrag, sie legen die Gleise und bestimmen weithin den Weg in die Zukunft. Einer dieser Männer war Raban von Canstein. Er gehört zu den Großen. Aber groß ist nicht nur der, der etwas kann und leistet, sondern der etwas *ist*, ein Charakter, eine lautere Persönlichkeit. Klugheit und Treue — beides im umfassenden Sinne verstanden — kennzeichnen die rechte Haushalterschaft.

Ein solch kluger und treuer Haushalter war Raban von Canstein. Um die ganze Größe der auf ihm liegenden

Verantwortung und der ihm übertragenen Macht zu verdeutlichen, sei der volle ihm zustehende Titel in ganzer Breite und Länge hier erwähnt: „Wirklicher Geheimer Rat Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Obermarschall, Kammerpräsident und Direktor des Kammerwesens, Landeshauptmann der Herrschaften Beeskow und Storkow, Hauptmann der Ämter Horneburg, Zehdenick und Liebenau.“ Seine Amtsbezeichnung war Kammerpräsident, und wenn wir einen Vergleich aus dem modernen staatlichen Bereich nehmen wollen, müßten wir vielleicht Kanzler oder Ministerpräsident sagen, ohne daß damit die Machtfülle von damals ausreichend bezeichnet wäre. Tatsächlich war er der höchste Beamte des Staates und dem Kurfürsten unmittelbar verantwortlich. Ihm werden hochpolitische Aufgaben von großer Wichtigkeit übertragen. So schließt er als Bevollmächtigter seines Kurfürsten 1672 das Bündnis mit Schweden, geht 1673 als außerordentlicher Gesandter an den kursächsischen Hof von Dresden und nimmt 1658 bei der Wahl des Habsburgers Leopold I. zum Deutschen Kaiser in Frankfurt am Main das Stimmrecht für den Großen Kurfürsten wahr. Ein Jahr zuvor schon war der Vierzigjährige in den Reichsfreiherrenstand erhoben worden.

Raban hat den Aufstieg des brandenburgischen Staates zum preußischen Staat nicht nur miterlebt, sondern an seinem Teil vorbereitet und gefördert. Mit Fug und Recht darf man ihn einen Mitbegründer des brandenburgisch-preußischen Staates und den mitverantwortlichen Schöpfer des alten preußischen Beamtentums nennen. Der Große Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm seit seinem glänzenden Sieg über die Schweden bei Fehrbellin (1675) genannt wurde, 1640 geboren, 1688 gestorben, mit zwanzig Jahren an die Regierung gekommen, war eine so überragende Persönlichkeit, daß Ranke in seiner preußischen Geschichte seine Ratgeber und Helfer kaum erwähnt. Und doch haben sie Bedeutsames zur Größe des jungen Staates beigetragen,

und Raban von Canstein nimmt unter ihnen eine hervorragende Stelle ein. Die Machtfülle und die Gunst seines Herrschers haben ihn weder überheblich noch selbstherrlich gemacht. An Anfeindungen ehrgeiziger Männer, die weder in ihrem Können noch in ihrem Charakter ihm gleichkamen und ebendeshalb zu seinen Neidern wurden, hat es nicht gefehlt. Sie haben ihn tief verletzt und empört, aber weder beirrt noch gebrochen. Und die Gunst seines Kurfürsten blieb ihm bis zu seinem Tode erhalten.

Einen Einblick in das innere Leben dieses wortkargen, verschlossenen Mannes geben uns die Aufzeichnungen, die er über sich und seine Erfahrungen bis in die Zeit kurz vor seinem Tode gemacht hat. Sie lassen erkennen, wie er sein Wirken und die Beweggründe seines Tuns immer wieder vor seinem an Gott gebundenen Gewissen prüft, sich bei Erfolgen und Ehrungen ebenso wie bei Fehlschlägen und Kränkungen unter die „göttliche Providenz und Vorsehung“ beugt und alles aus der Hand des Höchsten nimmt. Mit Vorsatz habe er nichts unterlassen, was seine Pflicht erforderte, und es werde ihn niemand einer Tat überführen, die seiner Herrschaft Schaden und ihm selber Nutzen gebracht habe — so stellte er sachlich und aufrichtig fest.

Auch ein Gespräch, das Raban mit dem zwölfjährigen Carl Hildebrand nach einem Gottesdienst führte, läßt tief in die Seele dieses Mannes hineinblicken. Der Pfarrer hatte über den 50. Psalm gepredigt. Die Worte dieses Psalms waren wie für ihn und seine Situation gesprochen. Denn gerade hatte er wieder Nachricht erhalten, daß seine Gegner und Neider mit ihren Verleumdungen und Verdächtigungen erneut gegen ihn intrigierten. Wie mußten ihn, der immer ein aufmerksamer Predigthörer war, die Worte bewegen:

„Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde! Und rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Aber zum Gottlosen

spricht Gott: Was verkündigst du meine Rechte und nimmst meinen Bund in deinen Mund, so du doch Zucht hassest und wirfst meine Worte hinter dich? Wenn du einen Dieb siehst, so läufst du mit ihm und hast Gemeinschaft mit den Ehebrechern. Deinen Mund lässest du Böses reden, und deine Zunge treibt Falschheit. Du sitzest und redest wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verleumdest du. Das tust du, und ich schweige; da meinst du, ich werde sein gleichwie du. Aber ich will dich strafen und will dir's unter Augen stellen. Merket doch das, die ihr Gottes vergesset, daß ich nicht einmal hinraffe und sei kein Retter da! Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes."

Auf dem Heimweg fragt Raban seinen Sohn: „Hast du gut zugehört in der Kirche?“ Als der Junge bejaht, fährt Raban fort: „Du erinnerst dich daran, was ich euch neulich erzählte vom Fluch der üblen Nachrede in meinem Amt. Die Worte der Heiligen Schrift aus dem 50. Psalm waren eine Antwort für mich. Gott hat es gefügt, daß gerade dieser Psalm heute an der Reihe war und ich ihn hörte.“ Raban stellt den Jungen vor sich hin, ergreift seine beiden Hände und sagt: „Stell dir vor, deine Hände wären Waagschalen, so, ganz flach und geöffnet. Mit beiden Waagschalen wirst du einmal vor Gott gerufen. In der einen liegen alle Anfeindungen, in der andern alle Ehrungen deines Amtes. Was, meinst du, wird vor Gott am schwersten wiegen?“ Carl Hildebrand dachte nach. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht. Dem Vater war es lieb, daß er keine schnelle, leichtfertige Antwort erhielt. So nahm er selber das Wort, indem er leicht unter die noch immer hingehaltenen Handflächen schlug: „Beide Waagschalen werden vor Gott in gleicher Weise leicht befunden werden. Was in den Waagschalen liegt, wird nicht mehr sein als das.“ Hiermit fügte er Carls Hände klatschend zusammen, wie die Dorfkinder es beim Reigen taten: „Kinderspiele werden es sein vor Gottes Augen, weggepustet wie Spreu

vom Winde. Aber *das* wird bleiben!“ Bei diesen letzten Worten faltete er dem Sohn die Hände, als wäre er noch ein ganz kleines Kind, und umschloß sie mit seinen eigenen betenden Händen.

Dieses Kindererlebnis hat einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf Carl Hildebrand gemacht. Es hat ihn bis in das Mannesalter begleitet. Er hat es nie vergessen. Wohl den Söhnen, die solche Väter haben! Da gehen gestaltende, aufbauende Kräfte in die nächste Generation hinüber. Da wird das Generationsproblem in verantwortungsbewußter Weitergabe und in schöpferischer Übernahme bewältigt. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Carl Hildebrand war bereit, das Ererbte sich selbständig anzueignen, zu erwerben, es zu bewahren und zu pflegen.

### Des Vaters Segen

Einige Monate nach diesem bedeutsamen Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn, am 22. März 1680, starb Raban, zweiundsechzig Jahre alt. Ruhig sah er dem Ende entgegen, versammelte Frau und Kinder um sich, legte die Beichte vor seinem Pfarrer ab — so war das damals noch in der lutherischen Kirche, und es wäre wohl manchem eine Hilfe, wenn wir diese Möglichkeit auch heute wahrnehmen würden — und befahl sich der Gnade seines himmlischen Vaters. Einzeln hatte Raban seine Kinder zu sich gerufen, Carl Hildebrand zuerst. Fassungslos kniete dieser vor dem Bett des geliebten Vaters nieder. Er fühlte des Vaters Hände, die sich ihm aufs Haupt legten, und hörte die Worte, die einst der König David sterbend über seinem Sohn Salomo sprach: „Ich gehe hin den Weg aller Welt; so sei getrost und sei ein Mann (Carl!) und warte des Dienstes des Herrn, deines Gottes!“ (1. Kön. 2,2.) Die Hand des irdischen Vaters konnte Carl Hildebrand nicht

mehr halten, aber die Hand seines himmlischen Vaters hielt ihn, den eben Zwölfjährigen. Sie hielt später den Jüngling und den Mann, hielt ihn bis zum Ende seines Lebens. Segen aber lag über dem Sohn nicht erst vom Sterbelager Rabans an, sondern unter des Vaters Segen hatte die ganze Kindheit gestanden, und dieser Segen erwies seine Kraft auch für die künftige Lebenszeit. Was mehr als hundert Jahre später Matthias Claudius am Grabe seines Vaters so ergreifend aussprach, hätte auch Carl Hildebrand seinem Vater Raban als bleibendes Denkmal setzen können:

„Träufte mir von Segen, dieser Mann,  
wie ein milder Stern aus bessern Welten!  
Und ich kann's ihm nicht vergelten,  
was er mir getan . . .  
. . . ach, sie haben  
einen guten Mann begraben,  
und mir war er mehr!“

Schon vor der Geburt dieses Sohnes liegt der Segen der Fürbitte seines treuen Vaters auf ihm. Rabans Tagebuch berichtet darüber: „Und hat mich auch in diesem Jahr (1667) der liebe Gott abermals gesegnet mit einem jungen Sohn und dabei die Gnade getan, daß, da es ist auf dem Lande geschehen, da ich fast niemand bei mir gehabt und weder Assistenz von Menschen noch Arznei gehabt, Er dennoch gnädig geholfen, beides, in der Geburt als in den sechs Wochen, darinnen sonst meine Liebste allemal mit Gefahr ihres Lebens gewesen, damit der gütige Gott zu erkennen gegeben, daß, da Menschenhilfe nicht ist, Seine Hilfe dann die kräftigste und beste ist. Ihm sei daher jederzeit gedanket, und ist derselbige mein Sohn geboren den 4. Augusti, bald gegen zwei Uhr nach Mitternacht.“

Geboren wurde der Sohn in Lindenberg im Kreise Beeskow in der Mark Brandenburg. Noch im Geburtsjahr seines

Sohnes legte Raban in Lindenberg den Grundstein für eine neue Kirche, da das alte Gotteshaus abbruchreif geworden war. Die Steine der alten Kirche aber verwendete Raban dazu, in Lindenberg ein Hospital für mittellose Gemeindeglieder zu bauen. Dort wurden sie unentgeltlich aufgenommen und bis an ihr Lebensende versorgt — ein Werk christlicher Liebe zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Nächsten. Später hat Raban seinem Sohn von der Baugeschichte erzählt und ihm voller Freude gesagt: „Der Westfale hat auf märkischem Boden dem allmächtigen Gott zweifach seinen Dank bezeugt für das, was er dem Heiland schuldet: durch diese Kirche und durch dieses Hospital. Vergiß das nicht, Carl: Das Haus der Anbetung lieferte die Bausteine, damit das Haus der Barmherzigkeit wurde. Wo Kirche ist, da ist auch die Tat der Liebe.“ Was fast zweihundert Jahre später Wichern in den berühmt gewordenen Satz faßte: „Die Kirche spreche: Die Liebe ist mein wie der Glaube“, kommt in Wort und Tat schon bei Raban von Canstein zum Ausdruck. Die Aussprüche beider Männer aber sind ein Widerschein jenes Lichtes, das im Neuen Testament im Wort des Apostels Paulus aufleuchtet, der die Galater hinweist auf den „Glauben, der durch die Liebe tätig ist“.

Im märkischen Lindenberg also wurde Carl Hildebrand als Sproß eines westfälischen Geschlechts geboren. Das Gut Lindenberg hatte Hedwig Sophie verw. von Arnim, geb. von Kracht, dem verwitweten Raban von Canstein in die Ehe eingebracht. In dem Sohn gehen Westfalentum und Märkertum eine innige Verbindung miteinander ein. „Der Westfale bleibt immer Westfale“, hat Bismarck 1895 in einer Rede gesagt. Auch Raban war trotz seines Dienstes am kurfürstlichen Hof und für den brandenburgischen Staat, trotz seines Einfühlungsvermögens und seiner Hingabe, auch trotz seiner Heirat mit einer Frau aus altem märkischen Adelsgeschlecht immer Westfale geblieben. In seinem Sohn kommt es zu der glücklichen Verbindung beider deutscher Gaue. Carl Hildebrand wird bewußter

Brandenburger, doch ohne sein Westfalentum zu verleugnen. Das überkommene Grundeigentum, väterlicherseits in Westfalen und mütterlicherseits in Brandenburg, verpflichtet ihn zu guter Haushalterschaft in Ost und West. Das väterliche und mütterliche Blut in ihm läßt charakteristische Wesenszüge der Menschen beider deutschen Landschaften sich aufs glücklichste verbinden. „Westfalen verschließt seine Seele vor dem flüchtigen Blick, wie seine Menschen sich dem schnellen Händedruck versagen.“ Davon ist auch bei Carl Hildebrand noch etwas zu erkennen. Zugleich aber trägt er etwas von der aufgelockerten und umgänglichen Art an sich, wie sie die Weite der ostdeutschen Landschaft und der meist leichte Boden der Mark Brandenburg wohl mitzuteilen vermag. Von diesem Menschenschlag, der in den einzelnen Landstrichen der Mark auch noch Unterschiede aufweist — der Lausitzer ist anders als der Uckermärker, der Bewohner des Fläming anders als der Spreewälder —, sagt ein Sachkundiger: „Mit der Treue, dem zähen Festhalten am Ererbten und der Bodenständigkeit verbindet der Märker offenen Sinn für alles Nützliche und Neue und rege Anteilnahme am Staat. So konnte hier Preußens Wurzel Boden fassen, die aus bescheidenen Anfängen zur Reichsgründung führte.“

„Des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“ hat man die Mark freilich zu Unrecht genannt. Wer sie mit den Augen des geschichtlich geschulten Fontane oder mit den Augen des Naturfreundes oder Wandervogels angesehen und durchwandert hat, erkennt ihre Mannigfaltigkeit. Die dunklen Kiefernwälder und die grünen Wiesen, die wogenden Kornfelder auf weiten Flächen und die Baumblüte in weiträumigen Anlagen, die hier düsteren und andernorts lichten und weiten Seen zeigen uns ein vielgestaltiges Bild, freilich das Bild einer *herben* Schönheit. In Carl Hildebrand also ergänzen sich brandenburgische und westfälische Wesenszüge aufs beste. Vielleicht hat auch Berlin, wo die Eltern in der Poststraße 5 ein

eigenes Wohnhaus besaßen, sein Teil zur glücklichen Verschmelzung beigetragen. Denn schon damals war die Eigenart dieser Stadt unverkennbar, die bei Cansteins Geburt knapp 10000, bei seinem Tode 50000 Einwohner hatte, jenes eigenartige vibrierende Fluidum, das sich nicht beschreiben, sondern nur empfinden, mitleben und „mitvibrieren“ läßt, das noch heute alle Besucher in seinen Bann zieht. Die „Berliner Luft“ umfächelt und umweht „mit ihrem Duft“ tatsächlich alle, die sich geschützt oder ungeschützt ihr aussetzen.

Doch zunächst verspürt Carl Hildebrand von dieser Luft noch nicht viel. Er verbringt die Kinderjahre abwechselnd in Lindenberg und in Berlin, gelegentlich auch auf der Burg Canstein. Die Taufe findet im Gutshause in Lindenberg statt. Nicht weniger als zwölf Paten werden ihm beigegeben. Der Kurfürst selber hat es sich nicht nehmen lassen, bei dem Sohne seines Getreuesten das Patenamnt zu übernehmen und mit seinen beiden Söhnen, dem zwölfjährigen Erbprinzen Carl Emil und dem um zwei Jahre jüngeren Friedrich, am Taufgottesdienst teilzunehmen. Mit großer Sorgfalt hat Raban die Namen für den Täufling ausgesucht: *Carl* (d. h. Mann, „ein ganzer Kerl“) nach dem Erbprinzen, *Friedrich* (d. h. Friedereich) nach dem zweiten Sohn des Kurfürsten und *Hildebrand* (d. h. Kampfschwert) nach seinem Großvater mütterlicherseits. Daß er nicht auch seinen eigenen, den in langer Geschlechterreihe wiederkehrenden Namen Raban, beigelegt hatte, hat ihm später leid getan. Durch die Taufe war der junge Erdenbürger in die Gemeinde Christi aufgenommen worden, der sich seine Eltern bewußt zugehörig wußten. Des Vaters Ziel und Gebet war es: der Junge soll ein aufrechter Mann werden und unverbildet bleiben. Was Vater Raban tun konnte, um dieses Ziel für seinen Sohn zu erreichen, das hat er durch Erziehung und Vorbild getan. Schlichter, demütiger Christenglaube, inniges Gebetsleben, das auch im Familienkreise die „Knienarbeit“ nicht scheute, Glau-

bensgehorsam, Redlichkeit, Zuverlässigkeit des Vaters sowie die fromme, fröhliche Natürlichkeit der Mutter — das waren reiche Schätze des Herzens, die dem Sohn zuteil und von diesem bewußt angeeignet wurden.

Bevor aber der übernommene Glaube zum persönlich angeeigneten, selbständigen Glauben wurde, bedurfte es mancher Führungen durch die hohe Hand Gottes und mancher Schicksalsschläge. Daß „meiner Väter Glaube pranget“, wie es in dem Lied „Meinen Jesum laß ich nicht“ heißt, genügt nicht, sagte ein schlichter Mann zu seinem Pfarrer; es kommt auf meinen eigenen Glauben an, wenn ich selig werden will. Diesen Glauben hat sich Carl Hildebrand erkämpft, erlitten und erbetet und, wie er später dankbar bekannt hat, durch Gottes Gnade empfangen. Die erste tiefe Erschütterung in seinem Leben, zugleich ein Anstoß für seinen inneren Lebensweg, war der allzu frühe Tod des Vaters. Erst zweiundsechzig Jahre alt, mußte er dahingehen. Für den Sohn, der dem Vater in inniger Liebe anhing, sank eine ganze Welt von Glauben und Liebe, von Treue und Zuverlässigkeit dahin. Das äußere Leben ging weiter, mußte weitergehen. Anders zwar als bisher. Denn das Familienoberhaupt und im Staat der erste Mann nach dem Kurfürsten war von ihnen gegangen. Damit trat die Familie aus dem Vordergrund des öffentlichen Interesses zurück in ein Leben der Stille und Zurückgezogenheit.

Die Mutter Hedwig Sophie hatte nach Ablauf des Trauerjahrs, achtundvierzig Jahre alt, zum dritten Male geheiratet, diesmal den Generalleutnant von Offen. Carl Hildebrand setzte seinen Unterricht bei dem Hauslehrer fort, der ihn bisher in Bildung und Wissen eingeführt hatte, und bezog in sehr jungen Jahren die Universität Frankfurt an der Oder. Diese war 1506 gegründet worden. Hauptbedeutung erhielt die juristische Fakultät, die die künftigen Staatsbeamten mit den Verwaltungsaufgaben der Mark Brandenburg vertraut machen und sie für diese

zurüsten sollte. Bei der juristischen Fakultät ließ sich auch der junge Canstein einschreiben. Noch nicht zwanzigjährig, promovierte er zum Dr. jur., worauf wir in anderem Zusammenhang zurückkommen werden. Um sein Blickfeld zu erweitern, Erfahrungen zu sammeln und sein Wissen zu bereichern, unternimmt er nach der Sitte der damaligen Zeit die sogenannte Kavaliertour, eine ausgedehnte Bildungsreise, die ihn für fast zwei Jahre durch Holland, England, Frankreich, Italien und Österreich führte und vorzeitig abgebrochen wurde, weil er am Leichenbegängnis des Großen Kurfürsten, seines erlauchten Paten, teilnehmen mußte.

Danach trat er in den Hofdienst ein. Der neue Kurfürst Friedrich III., als erster Preußenkönig später Friedrich I. genannt, war prunkliebend und verschwenderisch. Berlin war nicht Paris. Aber lockere Sitten waren auch hier eingedrungen, und der ganze damit verbundene, oft frivole und anstößige Stil bei Hofe, der durch die Kurfürstin Sophie Charlotte gefördert wurde, war dem Kammerjunker Canstein zuwider. So tritt er, obwohl dem militärischen Leben abhold, als Offizier ein, um im flandrischen Feldzug in der brandenburgischen Armee gegen Frankreich zu kämpfen. Eine Flucht nach vorn, wie sie manch einer auch im zweiten Weltkrieg angetreten hat, um inneren Konflikten oder äußerer Bedrückung durch politische Machthaber zu entgehen. Dort, in Flandern, greift Gottes Hand erneut nach dem jungen Edelmann, diesmal so fest und schwer, daß dies die Wende im Leben Carl Hildebrands herbeiführt. Hinfort geht er als ein Lehensmann Gottes, als von Gott Beschlagnehmter, als Diener des Königs aller Könige seinen Weg, den *einen*, der zu einem sinnerfüllten Leben führt. „Zwei Weg' hat der Mensch vor sich. Herr, den rechten lehre mich!“

## Der eine Weg

Einer derer von Canstein, der heute im Rheinland lebt, schreibt in einem 1946 erschienenen Abriß der Familiengeschichte: „Nach dem Canstein führen nicht viele Wege . . . Die Wege halten sich auch heute noch an die Pässe, die auch vor tausend Jahren schon und früher Germanen und Römer, Ritter und Reiter, Söldner und Truppen, Kaufleute und Prälaten zogen. Auch die amerikanischen Panzer mußten sich hieran halten, als sie am 29. März, dem Gründonnerstag des Jahres 1945, von Arolsen über Canstein auf Obermarsberg zu ins Diemeltal rollten. Von Westen her über Nuttlar und Brilon führt seit alter Zeit *der Cansteiner Weg* bei Marsberg ins Diemeltal, der östlich über Volkmarsen nach Kassel weiterführt . . . Hier zogen die Franken Karls des Großen, als sie das Heiligtum der Sachsen auf der Eresburg zerstörten. Zitternd sahen sie es untergehen. Ihre Götter haben sie verlassen, der Frankengott ist stärker.“

Der Frankengott — er ist der Gott der Christen, der Vater Jesu Christi. Die Götter der Heiden aber sind Nichtse (vgl. Psalm 115 und Jes. 44). Die Götter der heidnischen Sachsen, die nur in der menschlichen Vorstellung lebten, Schattenbilder ohne Leben und Kraft, mußten der Wirklichkeit dessen weichen, der den Himmel und die Erde gemacht hat. Die Irminsul auf der Eresburg bei Obermarsberg, etwa sieben Kilometer von der Burg Canstein entfernt, wurde 772 von Karl dem Großen zerstört. Die Irminsul, das Hauptheiligtum der alten Sachsen, wird als Abbild der Weltesche Yggdrasil, als Lebensbaum angesprochen. Sie wird zerstört, und damit stürzt eine ganze Welt mit Göttern und heiligen Stätten, mit überlieferten Bräuchen und den sie tragenden rechtlichen und sittlichen Auffassungen zusammen. Dieser Vorgang greift tief in das Innerste der Menschen ein, der einzelnen wie der Gemeinschaft. „Die Sieger bringen ihre Götter mit.“ Das

ist von jeher so gewesen und bis heute so geblieben. Karl brachte den Christengott mit. Der *eine* Weg zu ihm ist Jesus Christus. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Durch Christus zum Vater – ein langer und schwerer Weg, ein Weg, der in Auflehnung und Widerstand, unter Schmerzen und Enttäuschungen gegangen wird. Das war bei den Germanen so, das ist immer so, bis es zu der Erkenntnis kommt: „Herr, du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen“ (Jer. 20, 7).

Auch für Carl Hildebrand von Canstein ging es nicht ohne Enttäuschungen und Schmerzen, bis er getrost und gehorsam den *einen* Weg ging, der zum Leben führt. Der Canstein der Burg, dieser wuchtige Fels an der südlichen Seite des Dorfes, erhebt sich klobig und trutzig inmitten der „Cansteiner Felsen“. Die erste Silbe can wird auf das keltische Wort can = Fels zurückgeführt; zusammen mit dem deutschen Bestandteil Stein drückt diese Doppelheit das Feste, Wuchtige aus. Unbehauen gab dieser schroffe Fels, auch der „Dicke Stein“ genannt, mit seiner breiten Plattform beste Gelegenheit, das Orpetal und damit den Zugang von Süden her ins Diemeltal sperrend, einer karolingischen Feldwache festes Quartier zu geben. Nicht unbehauen aber konnte der Mensch Canstein bleiben, wenn Gott ihn in seinen Plan einfügen wollte. „Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen!“ Der göttliche Baumeister hat Meißel und Hammer angesetzt, um den Canstein Carl Hildebrand zu behauen. Nachdem im Elternhaus der feste Grund für ein christliches Leben gelegt worden war, hat Gott selber mit starker Hand in die Lebensführung des jungen Canstein eingegriffen. Er tat es, indem er dem Zwölfjährigen – wir hörten davon – den geliebten Vater nahm. Als er dann am kurfürstlichen Hof erfahren mußte, wie christlicher Glaube doch ein unchristliches und unsittliches Leben nicht ausschloß, wie er als Kammerjunker

einer im buchstäblichen Sinne des Wortes nackten Schönheit entfliehen mußte, war das eine bittere Enttäuschung für den jungen Edelmann. Läßt der *eine* schmale Weg solche Seitenwege, Abwege und Seitensprünge zu? Oder muß ein Leben in der Nachfolge Christi nicht doch anders aussehen?

Carl Hildebrand gibt den Hofdienst auf und nimmt als Offizier am flandrischen Krieg teil. Dort erlebt er eine neue Enttäuschung, ja, eine tiefe Erschütterung. Auch im Offizierskorps war innerlich nicht alles so gediegen, wie es nach außen schien. Der Geist zersetzender Kritik an den Grundlagen des christlichen Glaubens war zu spüren. Ein Gespräch Cansteins mit einem jungen Leutnant lieferte ihm den Beweis. Der Kamerad gab sich rundheraus als Atheist zu erkennen und trieb Canstein im Streitgespräch über die Existenz Gottes arg in die Enge. Und wie stand es um seinen eigenen Glauben? Lebte er nur in übernommenen und überkommenen Vorstellungen seines Elternhauses? Oder in aneinandergereihten, bejahten Lehrsätzen der Kirche? Was ist es um Glauben und Anfechtung, um *Rechtgläubigkeit* und *Rechtgläubigkeit*, um persönliche Herzensfrömmigkeit und Heilsgewißheit? Diese Fragen beschäftigten den jungen Offizier nun bis in schwere Fieberträume hinein. Ein böses Fieber nämlich zeichnet sich schon während der Auseinandersetzung mit dem atheistischen Kameraden ab. Der Arzt wird geholt und stellt die gefürchtete Krankheit der Kriegszüge und Feldlager fest: die rote Ruhr.

Carl Hildebrand liegt wochenlang auf Leben und Tod. In seinen Fieberphantasien ruft er viel nach dem Vater, der doch schon vor Jahren gestorben ist. Dabei wandert er im Traum die Lindenallee im märkischen Lindenberg entlang, immer in der Erwartung, dort müsse ihm der Vater entgegenkommen. Vergebliches Warten! Dann wieder wandeln sich die Linden in die hohen Pfeiler der dem Lazarett in Brüssel, in dem er liegt, benachbarten berühmten

Kirche Notre Dame de la Chapelle. Wie atemlos strebt er durch den Gang auf den Hochaltar zu, ohne ihn zu erreichen. Dort muß doch Gott zu finden sein. Vergebliches Warten?

Endlich ist der Höhepunkt der Krankheit überwunden und die Krise überstanden. Aber noch weitere Wochen bleibt Canstein an das Krankenbett gefesselt. Allmählich ordnen sich ihm die Gedanken und Gefühle. Die Erinnerung an das Gespräch mit jenem Atheisten kehrt klar zurück, er überprüft sein Leben und seinen Glaubensweg. Da überkommt ihn tiefe Einsamkeit. In dem Roman „Der Freiherr“ wird diese Situation so sachgerecht und ergreifend geschildert, daß die betreffende Stelle hier wörtlich wiedergegeben sei: „Erst in dieser Stunde empfand der Mann die ganze Bitterkeit des Verlustes, die der dreizehnjährige Knabe noch nicht hatte ermessen können. Was hätte er darum gegeben, sich dem Vater gegenüber auszusprechen, aus seiner Erfahrung zu lernen!“

Aber ein anderer Vater ist ihm nahe, näher, als Carl Hildebrand ahnt. Gott selber arbeitet an dem jungen Canstein, um ihn zu behauen, ihn zuzurüsten zu dem Dienst, den Gott ihm zugehört hat. „Gott ist ein Gott der Ziele. Er hat etwas mit dir vor, und zwar nicht mit dir allein, sondern mit der ganzen Welt.“ Eines Tages verlangt der Genesende nach einer Bibel. Auf alles andere wäre sein treuer Diener Jochen, der ihn die vielen Wochen hindurch hingebend gepflegt hat, eher gefaßt gewesen als auf dieses Verlangen. Aber der junge Offizier, der aus den Hausandachten im Elternhaus und aus häufigem Gottesdienstbesuch einen reichen Schatz an Bibelworten im Gedächtnis hat, hatte doch bisher die Bibel zum eigenen Studium nur selten aufgeschlagen. Das sollte jetzt anders werden. Er sucht den unmittelbaren Zugang zu den Quellen des Glaubens, zu den Quellen des Friedens und der Kraft. Jochen hat es mit zäher Beharrlichkeit endlich geschafft, eine Bibel aufzutreiben. Er schleppt den dicken Folianten herbei, aber

sein Herr ist noch zu schwach, selber das Buch zu halten und in ihm zu blättern. So muß Jochen vorlesen. Das ist ein saures Stück Arbeit für ihn, schwerer als die ganze anstrengende und aufreibende Krankenpflege, schwerer als alles Exerzieren und als jeder Sturmangriff. Aber was hilft's? Befehl ist Befehl!

So liest Jochen vor. Beginnen muß er mit dem Segenswort, das der sterbende Raban über seinem Sohn gesprochen hatte: 1. Kön. 2, 1ff. Lange sinnt Carl Hildebrand über dieses Schriftwort nach. Dann spricht er, als lege er den Fahneid ab: „Lieber Vater im Himmel, wenn du mich aus dieser Krankheit errettest, so will ich dir dienen mein Leben lang.“ Hier hat der König aller Könige selber einen Freiwilligen geworben, hier ist einer von seinem Gott beschlagnahmt und in Dienst genommen worden für das ganze Leben. Ein Mann *mit* der Bibel — hinfort ein Mann *für* die Bibel! Jochen muß noch aus dem letzten Kapitel des Hiobbuches vorlesen. Ein Kranker ist nun genesen, genesen im vollen Sinne des Wortes, genesen an Leib und Seele. „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.“ Ein Suchender hat den Weg gefunden, den *einen* Weg.

Nun hieß es, auf diesem Wege weiterzugehen. Dabei halfen ihm alte und neue Freunde, als er jetzt nach Berlin zurückkehrte und seinen Abschied aus der Armee nahm. Zu ihnen gehört Philipp Jakob Spener, einer der führenden Männer des halleschen Pietismus. Er war bei Cansteins Rückkehr aus Flandern Propst an St. Nikolai in Berlin. Beim Leichenbegängnis von Carl Hildebrands Mutter im Jahre 1694 hielt Spener die Predigt. Das führte die beiden Männer zusammen, und Spener wurde für Canstein väterlicher Freund, Gehilfe des Glaubens und Seelsorger. Durch ihn kam Canstein in Verbindung zu August Hermann Francke, dessen Stiftungen in Halle an der Saale später der Ausgangspunkt für die älteste Bibelgesellschaft der Welt werden sollten. So führt Gott die Menschen, die er

gebrauchen will, oft weite und wundersame Wege, von Westfalen in die Mark Brandenburg, an den kurfürstlichen und königlichen Hof in Berlin, nach Flandern und ins Lazarett nach Brüssel, wieder nach Berlin und von dort hinüber nach Halle. Viele, oft verschlungene Wege, aber unter dem Weggeleit dessen, der die Wege und Steige der Hohen und der Niederen, der Gesunden und der Kranken, der Atheisten und der Pietisten, der Frommen und der Verächter nach seiner göttlichen Vorsehung lenkt; doch immer müssen sie münden in den *einen* Weg, auf dem er alles seinen Zielen zuführt. „Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll; Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.“

### Der lutherische Pietist

Brandenburg-Preußen war in jenen Tagen — etwas Außergewöhnliches für damalige Verhältnisse — ein Staat religiöser Duldung und ein Hort für alle, die um ihres Glaubens oder Gewissens willen verfolgt waren. Schon im Augsburger Religionsfrieden von 1555 hatte der Satz „*cuius regio, eius religio*“ eine Rolle gespielt. Er besagt, daß der Landesherr den Bekenntnisstand in seinem Hoheitsgebiet bestimmt. Der Westfälische Friede, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, hatte dieses Prinzip bestätigt. Seitdem Joachim II. im Jahre 1539 in der Mark Brandenburg die Reformation eingeführt hatte, waren die Kurfürsten lutherisch. Als jedoch Johann Sigismund 1613 zum Calvinismus übertrat, hätte er nach gültigem Recht seine Untertanen mit „hinübernehmen“ können. Er war klug genug, das nicht zu tun. Forthin war das Herrscherhaus reformiert, die Bevölkerung größtenteils lutherisch. Diese bewußte Durchbrechung des alten Rechtssatzes war ein kirchengeschichtlich und staatspolitisch hochbedeut-

sames Ereignis, gleichermaßen vom Hirn wie vom Herzen diktiert. Es bahnt den modernen Staat der Toleranz an.

Auf der gleichen Linie liegt, daß der Große Kurfürst 1661 und 1685 den aus Frankreich um ihres evangelischen Glaubens willen vertriebenen Hugenotten Zuflucht bot. So entstanden in der Mark Brandenburg neunzehn französische Kolonien reformierten Bekenntnisses als Enklaven in einem lutherischen Gebiet. 1732, schon nach Cansteins Tode, wurden 14.000 Lutheraner, die wegen ihres Festhaltens am evangelischen Glauben aus Salzburg durch Erzbischof Leopold Anton von Firmian ausgewiesen worden waren, in Potsdam von König Friedrich Wilhelm I. empfangen und in Ostpreußen angesiedelt. Diese christliche und menschliche Tat der Monarchen fand reichen Lohn. Denn mit den Hugenotten kam eine geistige Elite ins Land, die den Bildungsstand spürbar hob. Frankreich hat den Aderlaß wertvollster Bevölkerungsschichten bis heute nicht überwunden. Mit den Salzburgern wiederum kam ein zähes, fleißiges, arbeitsames Geschlecht in die unermeßlichen Weiten Ostpreußens, rechte Grenzbauern. Beide Bevölkerungsgruppen brachten einen reichen Schatz an Glaubenskraft und Überzeugungstreue mit, dessen fruchtbare Wirkungen bis in die jüngste deutsche Vergangenheit reichen.

Gerade diese religiös friedfertigen, duldsamen Fürsten, deren einer (Friedrich III., als König Friedrich I.) sogar Vertreter eines konfessionell ungebundenen Humanismus an die Universität Halle berief, so den Juristen Christian Thomasius und den Philosophen Christian Wolff, müssen zu ihrem Schmerz schwere innerkirchliche Auseinandersetzungen erleben. Das gehört zu den tragischen Ereignissen der Geschichte und der Kirchengeschichte. Da ist einerseits der Kampf zwischen Reformierten und Lutheranern, der in harten literarischen Fehden und in zum Teil gehässiger Kanzelpolemik ausgetragen wird, sodann der Gegensatz zwischen Orthodoxie und Pietismus. 1657 war

Paul Gerhardt als Lutheraner vom Magistrat nach Berlin an die Nikolaikirche berufen worden. Der Große Kurfürst meinte dem innerkirchlichen Frieden zu dienen, als er 1662/64 von den Geistlichen die Unterschrift unter einen Revers forderte, durch die sie sich verpflichteten, konfessionelle Streitigkeiten auf der Kanzel zu unterlassen. Was aber sind „konfessionelle Streitigkeiten“, wenn es um das Zeugnis der Wahrheit geht? Und was heißt „klare Verkündigung des unverfälschten und unverkürzten Evangeliums“ und „bekenntnistreue lutherische Predigt“? Wann muß klar und deutlich geredet, wann darf ohne Verletzung des Gewissens geschwiegen werden? Paul Gerhardt, der keineswegs ein Kampfhahn, aber ein überzeugter Lutheraner war, verweigerte aus Gewissensgründen seine Unterschrift, andere handelten ebenso. Da mußte der hochgeschätzte Prediger und geliebte Seelsorger sein Amt aufgeben und Berlin verlassen. „Was wird denn aus unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frömmsten nicht behalten und die, die mit ihrem Gebet bisher noch vor dem Zorn Gottes standen, nicht mehr bei uns haben sollten?“ heißt es in einer Eingabe sämtlicher Berliner Stadtverordneten an den Magistrat, die dieser sich zu eigen machte. Dennoch muß Paul Gerhardt weichen.

Sogar den Besuch der lutherischen Universität Wittenberge hatte der Kurfürst seinen Landeskindern verboten, weil sie ihm als Brutstätte konfessionellen Haders galt. Und gerade Raban von Canstein, der Kammerpräsident, hatte die Berliner Geistlichen zur Unterschrift unter den berüchtigten Revers anhalten müssen. Das bedrückte ihn, den rechtlich denkenden Mann mit einem zarten Gewissen, den Lutheraner, der seine Kirche brennend liebte, so sehr, daß er am Taufftage Carl Hildebrands vor Beginn der Taufhandlung sich zu einem ernsten Gespräch mit seinem Seelsorger zurückzog. Zwar war jener Erlaß gerade aufgehoben worden, aber Raban litt doch unter diesen Umständen in seiner Kirche. Er quälte sich mit der Frage,

inwieweit bei dergleichen theologischen Auseinandersetzungen echte Überzeugungstreue und Glaubensstärke bestimmend sei und inwieweit menschliche Rechthaberei eine Rolle spiele. Diese Frage pflegt sich ja immer wieder einzustellen, wenn die rabies theologorum (verbissene Streitsucht der Theologen) ungezügelt zu wüten scheint. „Theologengezänk“, sagt man dann wegwerfend oder ärgerlich. Aber wenn es mehr wäre? Wenn es um Lebensfragen der Gemeinde und um unaufgebbare Grundlagen des Glaubens ginge? „Jeder steht und fällt seinem Herrn.“

In Carl Hildebrands Leben klangen diese Auseinandersetzungen zwar nur noch wie fernes Donnergrollen hinein, aber ein neues Gewitter war aufgezogen: der Zusammenstoß zwischen Orthodoxie und Pietismus. Gesunde Lehre ist nötig, die Glaubensaussagen müssen in klare, feste Formen gegossen werden, damit die Gemeinde weiß, „was da gepfiffen und geharft wird“ (1. Kor. 14, 7). Das war das berechtigte und notwendige Anliegen der Orthodoxie auf Katheder und Kanzel. Dieses Anliegen hat auch der Pietismus nicht bestritten. Die Gemeinde braucht und will eine rechthabende (d. h. nämlich orthodoxe) Verkündigung, sie verlangt ein klares Zeugnis. Das ist heute so wie ehemals. Darum geht es Paulus im Galaterbrief, der alten Kirche im Kampf gegen die Gnosis, Luther und seinen Mitstreitern in der Reformation, der Orthodoxie in der Abwehr aller Irrlehre und Substanzerweichung, der Bekennenden Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus, darum geht es im theologischen Ringen der Gegenwart. Aber es gibt auch tote Richtigkeiten, unterkühlte und erkältende Lehrsätze. Hier setzt das Anliegen des Pietismus ein. Er meinte, daß unter der schweren Goliathrüstung korrekter Lehre vielfach das Herz nicht mehr schlagen könne, daß Lehre und Leben weithin auseinanderklaffe. So forderte man eine Herzensfrömmigkeit und eine praxis pietatis, einen in der Liebe tätigen Glauben, der zupackt und hilft.

Dieser Pietismus hatte seine vorzügliche Pflegestätte an

der 1694 gegründeten Universität Halle gefunden. Halle gehörte damals zu Kur-Brandenburg. Dorthin waren aus Leipzig, das als Hort einer kalten Orthodoxie galt, Professoren unter dem Druck ihrer Gegner abgewandert. Halle wurde eine teils pietistische, teils aufklärerische Gründung; in meist friedlichem Nebeneinander, zeitweise sogar trauertem Miteinander wirkten dort Männer wie Francke und Thomasius. Andere Namen des Pietismus sind Senior Breithaupt, Johannes Freylinghausen, der Schwiegersohn Franckes, von dessen Liedern sich das eine oder andere noch in unsern heutigen Gesangbüchern findet, und Joachim Lange, an den uns das Lied erinnert: „O Jesu, süßes Licht, nun ist die Nacht vergangen.“

Der geistliche Vater des halleschen Pietismus und der eigentliche Begründer des Pietismus überhaupt ist Philipp Jakob Spener, seit 1691 Propst und Konsistorialrat an der Nikolaikirche zu Berlin. Ihm begegnete Carl Hildebrand von Canstein, wie wir hörten, im Jahre 1694 bei der durch Spener vollzogenen Beerdigung von Cansteins Mutter. (Die von manchen, so in Herzogs Realenzyklopädie Band II, S. 551, früher angesetzte Datierung auf das Jahr 1691 ist offensichtlich irrig.) Speners Schriften und Predigten sowie der persönliche Umgang, den hinfort die beiden Männer miteinander hatten, übte einen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf Canstein aus. Nun wurde die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden Cansteins persönlicher Besitz. Mit Fug und Recht darf gesagt werden, daß Spener ein Werkzeug der göttlichen Gnade für Cansteins Erweckung geworden ist. Wie eng die Verbindung der beiden, im Lebensalter durch dreißig Jahre getrennten Männer gewesen ist, zeigt die Tatsache, daß Spener seine ganze Hinterlassenschaft und die schwierige Erziehung seiner beiden halbwüchsigen und die Beratung seiner beiden erwachsenen Söhne, die dem Vater viel Kummer bereiteten, völlig in Cansteins Hände gab. Aus Speners Nachlaß gab Canstein 1711, sechs Jahre nach Speners Tode, die „Letz-

ten theologischen Bedenken“ heraus. Im Gründungsjahr der Universität Halle war durch Speners Vermittlung August Hermann Francke als Professor dorthin berufen worden und hatte gleichzeitig in Glaucha, unmittelbar bei Halle, ein Pfarramt übernommen. Ihn und den um vier Jahre jüngeren Canstein verbindet bald eine herzliche Freundschaft, die sich ebenso fruchtbar für das spätere große Werk Franckes, die Franckeschen Stiftungen, auswirkt wie für das Unternehmen, für das Gott sich Canstein ausersehen hat, die erste Bibelgesellschaft der Welt.

Nach Speners Tode im Jahre 1705 wird der Laie Carl Hildebrand von Canstein der Mittelpunkt der Pietisten in Preußen. Er hat ausgezeichnete Verbindungen zum königlichen Hof. Wollen die Hallenser dem König etwas vortragen, geht es immer über den Freiherrn. Wer in Berlin ein Bittgesuch an den König bringen oder eine Empfehlung vom König haben will, nimmt den Weg über Canstein. Als im Jahre 1711 in Berlin eine starke feindliche Bewegung gegen die Hallenser aufbricht, wird Canstein zum Kronprinzen beordert, dem späteren Friedrich Wilhelm I. Dort ist er ein guter und erfolgreicher Anwalt für Francke, seine Anstalten und für die Universität. Einen starken Einfluß übt Canstein auf die Besetzung freiwerdender Pfarrstellen aus. Vielfach wird sein Rat in solchen Fällen erbeten. Ihm ist es zu danken, daß in Berlin wie auf dem Lande Pastoren ins Amt kommen, die die gesunde Lehre mit persönlichem Glaubensgehorsam verbinden, das eine wie das andere nicht nur predigen, sondern auch leben. Er hat die Wahrheit des Satzes erkannt: „Der Teufel läßt sich gern die stramme Verteidigung der Orthodoxie gefallen, wenn nur die, die sie verteidigen, *ihm* im Leben dienen.“ In aller Schwachheit doch dem Teufel dies Konzept zu verderben, war Cansteins redliches Bemühen. Der berühmte Theologe Prof. August Tholuck (1799—1877), der beste Kenner jener Zeit, hat einmal gesagt, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die evangelische Kirche in Deutsch-

land so viele treue, gläubige Pfarrer gehabt habe wie weder vorher noch nachher. Das ist die Pastorengeneration, die in Preußen weithin durch Cansteins Einfluß auf die Kanzel gekommen war. Auch beim Aufbau und Ausbau der Franckeschen Stiftungen in Halle hatte Canstein alle Fäden in seiner Hand, wovon später noch zu sprechen sein wird.

So innig Canstein dem Pietismus verbunden und verpflichtet ist, so fest weiß er sich zugleich in seiner lutherischen Kirche verwurzelt. Gegenüber gelegentlichen Mißdeutungen von heute und einst, die den Pietismus gegen das Luthertum ausspielen wollen oder umgekehrt, muß das am Bilde Cansteins klar widerlegt werden. Zwar stellt der bekannte Historiker der Gegenwart Hans-Joachim Schoeps (Erlangen) in seinem Buch „Preußen — Geschichte eines Staates“ fest: „Das strenge Luthertum hat den Pietismus allerorten bekämpft und verfolgt. Die Pietisten hielten sich konfessionalistischen Streitigkeiten fern, sie neigten eher zur Toleranz.“ Trotzdem wird man das Verhalten und Vorgehen einzelner orthodoxer Kampfhähne nicht dem Luthertum als solchem zur Last legen dürfen, mag auch die Zahl jener Streiter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht unerheblich gewesen sein. Immerhin gab es stramme Lutheraner mit einer guten Dosis pietistischen Öls, und es gab glühende Pietisten, die fest auf dem Boden des Luthertums standen. Canstein ist einer, der beispielhaft für eine größere Anzahl steht. Gerade die Verbindung zwischen Luthertum und Pietismus gibt den Hallensern das besondere Gepräge innerhalb des Gesamt Pietismus und hat ihn vor manchen Auswüchsen sinnlicher Gefühllichkeit und geschmackloser Schwülstigkeit bewahrt. Gelegentliche Entgleisungen, die hier und da vorgekommen sein mögen, ändern nichts am Gesamtbild.

An diesem Punkt wird auch der Unterschied zwischen Canstein und Zinzendorf deutlich. Dieser, drei Jahrzehnte jünger als Canstein und durch dessen Vermittlung in die

Anstalten Franckes aufgenommen, mütterlicherseits ein Neffe Cansteins, hat als Junge durch sein ungestümes, oft boshafte Wesen dem Freiherrn das Leben so schwer gemacht, daß dieser an Francke schreibt: „Die Aufführung des jungen Zinzendorf hat mich sehr gekränkt. Es ist dieselbe so beschaffen, daß ich alle Hoffnung verliere, daß er auf dem ordentlichen Wege sollte gebessert werden; vielleicht tut Gott an ihm zu seiner Stunde etwas Außerordentliches, so ich noch von seiner Güte hoffen will . . . In dem Kinde ist eine Bosheit, die mit der größten Unwahrheit verknüpft ist; bei solchen Gemütern ist nicht viel auszurichten.“ Gott hat dieses Außerordentliche getan. Er, der einen Paulus vor Damaskus überwand, einen Augustinus aus heidnischem Lasterleben in den Gehorsam Christi führte und manch einen andern vom Weg des Verderbens auf den Weg des Lebens herumholte, hat auch Zinzendorf zu seinem auserwählten Werkzeug gemacht. Aber die Wege der beiden gingen nach ihrer Erweckung doch weit auseinander. Während Zinzendorf die geprägten Formen des Luthertums wie des Reformiertentums sprengte und in seiner Brüdergemeinde eine neue Gestalt überkonfessionell-evangelischen Kirchentums schuf, dient Canstein als Laie bewußt innerhalb seiner lutherischen Kirche. Allem Unionismus gegenüber bleibt er bewußter Lutheraner.

Daß sein König Friedrich Wilhelm I. ganz anders denkt und plant, hindert Canstein nicht, seine Unabhängigkeit und Freiheit zu wahren und mannhaft seine lutherische Überzeugung gegenüber den Unionsbestrebungen zu vertreten. Die Bemühungen des Königs, einen „Generalkatechismus“ als Unionskatechismus zu schaffen, lehnt Canstein scharf ab. In Verkennung der Haltung Franckes, die sich von der Cansteins nicht unterschied, äußert der König: „Professor Francke ist ein ehrlicher und ruhmvoller Mann. . . . Mit ihm soll ich schon auskommen. Nur Canstein und ein anderer . . . verderben ihn und reizen ihn wie auch andere auf.“ Bezüglich Canstein ist diese Äußerung des

Königs, dessen Gunst ihm dennoch erhalten blieb, sehr aufschlußreich. Sie macht deutlich, daß Canstein bewußt Lutheraner war und sein wollte. Mit Francke war er darin einig, welcher sagte, nicht ein Einheitskatechismus, sondern gegenseitige Liebe führe zur Annäherung — eine Auffassung, die auch heute für das Gespräch zwischen den Konfessionen und für innerkirchliche Auseinandersetzungen beherzigenswert ist. So ist Canstein, an der Lehre der Wittenberger Reformation festhaltend, „mit den halleischen Theologen so entschieden gewesen, wie ein lutherischer Christ nur sein kann, ein wahrhaft adliger, in der lutherischen Kirche mit gesundem Pietismus gebliebener Laie“. In diesem Zusammenhang ist eine Eintragung Cansteins vom 19. 11. 1698 in seinem Tagebuch aufschlußreich: „Wahrlich, der Herr ist barmherzig und langmütig! Wenn du den Aufsatz meines Lebens lesen wirst, du seiest, wer du wollest, habe hierauf acht und lerne den Artikel von der Rechtfertigung und preise auch nach meinem Tode die mir von Gott erzeigte Gnade.“ So steht er auch heute noch vor uns als der lutherische Pietist.

## Der Christ und das Recht

Es war am Taufstage Carl Hildebrands. Die Taufgesellschaft versammelte sich im Gutshause. Die kurfürstliche Familie war noch nicht eingetroffen. So saßen die Herren unter sich, um ein lebhaftes politisches Gespräch zu führen. Die Damen zogen sich ins Nebenzimmer zu munterem Geplauder zurück. Das Gespräch der Herren hat die Machtpolitik Ludwigs XIV., des französischen „Sonnenkönigs“, zum Thema. Einer der Herren spricht den Satz: „Jedenfalls hat der französische König nicht ganz unrecht. Was meint der Herr Marschall?“ Raban lenkt von dem Einzelfall auf das Grundsätzliche und erwidert: „Wer nicht ganz unrecht

hat, *hat* unrecht.“ Recht und Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Redlichkeit im persönlichen Leben und im gesellschaftlichen Zusammenleben stellt immer wieder vor die Frage nach Ursprung und Verbindlichkeit des Rechtes, weist uns Menschen auf die Suche nach dem Recht.

Als in den Jahren zwischen 1933 und 1945 gefährliche politische Witze im Umlauf waren, war dieser einer der bissigsten. A: „Haben Sie schon gehört? Die Schweiz hat jetzt einen Marineminister.“ — B: „Wieso? Die hat doch gar keine Flotte!“ — A: „Na, Deutschland hat doch auch einen Justizminister . . .“ Er macht die Rechtsunsicherheit deutlich und weist auf die volkstribunale Willkür hin, die jedes Recht auflöst, keine gültigen Normen kennt und heute etwas für Unrecht erklärt, was gestern noch als Recht galt. Die Wertung oder richtiger Entwertung des Rechtes wurde auch in Aussprüchen von höchster Stelle deutlich. So sagte Hitler am 29. 3. 1942 in einem Tischgespräch, er „werde deshalb alles tun, um das Rechtsstudium, d. h. das Studium derartiger Rechtsauffassungen, so verächtlich zu machen wie nur irgend möglich . . . Heute erkläre er deshalb klar und eindeutig, daß für ihn jeder, der Jurist sei, entweder von Natur defekt sein müsse oder aber es mit der Zeit werde“. (Henry Picker: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941—1942; Bonn 1951, S. 213.)

Was hier in der massiven Form, wie sie einem totalitären System eignet, ausgesprochen wird, geistert aber auch in der Volksmeinung eh und je herum. Uns begegnen Aussprüche wie: „Recht haben und recht bekommen ist zweierlei“ oder abwertende Bezeichnungen für Vertreter des Juristenberufs wie „Linksanwalt“ und „Rechtsverdrehler“. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, was hinter solchen negativen Anschauungen steckt. Ist es das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Rechtsfindens und Rechtsprechens? Oder ist es ein Zeichen für das rebellische Aufbegehren des Menschen gegen allen gesetzlichen Zwang, da ja Recht ohne Macht nicht denkbar

ist? Oder ist es die Auflehnung gegen die Ordnung überhaupt, also eine Grundhaltung, die letztthin zum Anarchismus führt? Wie immer es sei, ohne Recht und Gesetz gibt es kein geordnetes Zusammenleben der Menschen. Rechtsordnungen sind Bestandteil der barmherzigen göttlichen Erhaltungsordnungen. Wie ganz anders hören sich gegenüber allen geringschätzigen Aussprüchen über das Recht die Sätze im politischen Testament des Großen Kurfürsten an, das er für seinen Nachfolger aufsetzt! Dort heißt es: „Die liebe Justitia lasset Euch in allen Euren Landen höchlichst befohlen sein und sehet dahin, damit sowohl den Armen als Reichen ohne Ansehung der Person Recht verschafft werde und daß die Prozesse beschleunigt und nicht aufgehalten werden mögen; denn das befestigt die Stelle des Regenten.“

Das Problem des Rechts aber stellt sich aufs neue und fordert eine vertiefte Besinnung, wenn es um das Recht im Leben des *Christen* geht. Hat das Recht innerhalb einer Gemeinschaft, die unbedingt und völlig unter dem Gebot der Liebe steht, überhaupt noch einen Platz und eine Daseinsberechtigung? Nötigt die Bergpredigt nicht zu einem Verzicht auf jegliches Rechtsdenken? Kein Geringerer als der große Kirchenrechtslehrer Rudolph Sohm (1841–1917) hat den Satz aufgestellt: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche im Widerspruch.“ Sowohl Sohms Kirchenbegriff wie sein Rechtsbegriff stehen unter dem Einfluß eines Zeitgenossen Cansteins, des Theologen Gottfried Arnold (1666–1714), der stark auf den Pietismus gewirkt hat. Er hatte sich, von der Wittenberger Orthodoxie nicht befriedigt, an Spener und den Pietismus angeschlossen. Seine „Unparteiische (d. h. unkonfessionelle) Kirchen- und Ketzerhistorie von Anfang des Neuen Testaments bis 1688“ blieb nicht ohne Einfluß auf den Pietismus. Dieser stand weithin – für Canstein galt das nicht, wie wir sahen – allem Institutionellen gleichgültig, zurückhaltend oder gar ablehnend gegenüber. Da auch die Kirche zu den Insti-

tutionen gehört, blieb sie von abwertender Beurteilung durch jene Kreise nicht verschont, die alles Leben, Wachsen und Reifen nur dem freien Walten des göttlichen Geistes unterstellt sehen wollten. So werden wir kaum fehlgehen in der Annahme, daß der Pietist Canstein und der Jurist Canstein in seiner Person etwas davon verspürt haben wird, was es um die Spannungen eines Christenlebens zwischen Recht und Liebe, Gesetz und Evangelium, Ordnung und Freiheit ist.

Carl Hildebrand war Jurist, sein Vater Raban auch. Daß der Vater nicht selten fast in eine Zerreißprobe gestellt wurde, wenn die Frage nach dem Recht innerhalb des Christenlebens auf ihn zukam, wissen wir nicht nur aus dem erwähnten Gewissenskonflikt anläßlich der Unterschrift, die der Große Kurfürst von den Geistlichen verlangte. Als Raban um seiner einflußreichen Stellung am Hof und um seiner lauterer, unbestechlichen Gesinnung willen sich ungerechtfertigten Vorwürfen und gehässigen Angriffen seiner Gegner ausgesetzt sah, hat er ganz persönlich sich damit abgequält, ob er sein Recht suchen und wahrnehmen oder den Weg des Leidens gehen sollte. Damals hat er die ganze Angelegenheit dem Kurfürsten und allen seinen Räten vorgetragen und eine Untersuchung beantragt. Als seine Gegner teils leugneten, teils feige „kniffen“, versicherte ihn der Kurfürst seiner Huld, und Raban mußte dies als Rechtfertigung gelten lassen, ohne den Dingen wirklich auf den Grund gehen zu können. Aber seine Tagebücher lassen erkennen, daß ihn diese Dinge nicht losgelassen haben. Noch auf dem Sterbebett haben sie ihn beschäftigt. Als er dort von seinem Beichtvater gefragt wurde, ob ihm jetzt noch das Widerfahrene eine Anfechtung sei, verneinte er: „Ich habe es dem anheimgegeben, der alles sieht, auch alles recht richtet. Vielleicht tat auch ich gegen andere, was mir widerfuhr. Manchmal ahnte ich Gottes Gericht. Du, Herr, bist gerecht, und alle deine Wege sind gerecht.“

Carl Hildebrand hat seine juristischen Studien an der Universität Frankfurt/Oder am 31. 1. 1685 mit der Doktorarbeit abgeschlossen, deren Thema lautet: *De usu et auctoritate Juris Romani in foris Germaniae* (Über den Gebrauch und das Ansehen des römischen Rechts an deutschen Gerichtshöfen). Unter seinen Thesen befindet sich auch eine kirchenrechtliche. Sie lautet in deutscher Übersetzung: „Das Recht, in äußerlichen Religionsangelegenheiten etwas festzusetzen, kommt im Staat allein dem Fürsten zu.“ Der Fürst war damals stets ein *christlicher* Fürst und *wollte* es sein. Regieren hieß also für ihn: Recht setzen und Recht pflegen in Verantwortung vor einer letzten Instanz. Das galt unabhängig davon, ob der Fürst katholisch oder evangelisch=lutherisch oder evangelisch=reformiert war. Synoden und eine selbständige kirchliche Gesetzgebung und Verwaltung gab es damals noch nicht. So übte der Fürst, ob als Landesherr ein „Werk Gottes zur linken Hand“ oder als *praecipuum membrum ecclesiae* (hervorragendes Glied der Kirche) in Wahrnehmung der Kirchenhoheit die Rechte aus, die heutzutage der Kirche in ihrer Eigenständigkeit und Selbständigkeit „im Rahmen des für alle geltenden Rechts“ obliegen und zustehen. So hat sich also das Verhältnis von Staat und Kirche gewandelt, infolgedessen auch Staatsrecht und Kirchenrecht. Das Recht ist ja nichts Statisches, sondern etwas Dynamisches; es ist nicht starr und fest für alle Zeiten, sondern es entwickelt sich und wandelt sich wachstümlich. Freilich nicht „von heute auf morgen“ nach der Laune eines Diktators oder nach einer zufälligen Parlamentsmehrheit oder nach dem „gesunden Volksempfinden“, das durch geschickte Propaganda gelenkt werden und morgen ganz anders aussehen kann als gestern und heute, und übermorgen wieder ganz anders als morgen. Es gilt immer, was der Titel eines kürzlich erschienenen Buches aussagt: „Die Suche nach dem Recht“, nämlich daß das positive Recht, also das Recht, wie es in Gesetzen und Paragraphen niedergelegt

ist, einem Wachstumsprozeß unterliegt. Dabei aber muß beachtet werden — und es ist die Aufgabe gerade der Christen und der Kirche, dies immer wieder unüberhörbar kundzutun —, daß über dem positiven Recht der Paragraphen ein objektives, ewiges Recht steht, das auf die Dauer niemand ungestraft verletzt.

Carl Hildebrand war nicht wie sein Vater in die täglichen Pflichtenkollisionen des Berufslebens hineingestellt. Er hatte in seiner Jugend gelobt, „äußerliche Bedienungen in der Welt hinfort auszuschlagen und sich dem lieben Gott mit Seele und Leib, Hab und Gut gänzlich zu ergeben und aufzuopfern“. So hatte er weder ein Amt am kurfürstlich-königlichen Hof angenommen noch die Laufbahn des Diplomaten oder Offiziers eingeschlagen noch irgendeinen anderen weltlichen Beruf ergriffen. Da er reich war und vom Ertrag seiner westfälischen und brandenburgischen Landgüter lebte, konnte er sich das leisten. Von hier aus wird das Urteil Friedrich Wilhelms I. verständlich, daß es leicht sei, als Christ zu leben, wenn man nur von seinen Renten lebe. Mit Recht bemerkt der bekannte Theologe des vorigen Jahrhunderts Albrecht Ritschl (1822—1889) dazu, in diesem Punkt stimme die Auffassung Cansteins nicht mit derjenigen Speners überein. Dieser hielt es nicht für die Aufgabe eines gläubigen Christen, sich aus dem Berufsleben fernzuhalten, sondern als Christ mittendrin zu stehen im täglichen Lebenskampf. *Diese* Auffassung allein deckt sich mit derjenigen Luthers, der den Christen im Dienst an und in der Welt seinen Glauben betätigen sehen wollte.

Aber auch ohne einen bürgerlichen Beruf sah sich Carl Hildebrand in die Geschäfte dieser Welt gestellt und in ihre Händel verwickelt. In vielerlei Situationen kamen ihm seine juristischen Fachkenntnisse gut zustatten. Von seinem Freund Francke wurde er bis in die kleinsten Dinge seiner Anstalten um Rat gefragt. Bei Landkäufen und Bauvorhaben, bei der Finanzplanung und der Beschaffung

von Geldern war er unentbehrlich. In den Franckeschen Stiftungen war ein tüchtiger Arzt tätig, der gute und wirksame Arzneien für mancherlei Leiden auf den Markt brachte. Sie wurden nicht nur in Halle verkauft, sondern ihr Ruf drang auch nach Berlin. Die in Glaucha eingerichtete Apotheke der Anstalten hatte für diese guten Mittel das Alleinverkaufsrecht. Der Arzt Dr. Richter, von dem noch heute in unseren Gesangbüchern einige leider viel zu wenig in den Gemeinden gesungene Lieder erhalten sind („Es kostet viel, ein Christ zu sein“, „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein“, „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“ u. a.), wurde schriftlich zu Rate gezogen. Schließlich gab es am Berliner Hof und in der übrigen Berliner Bevölkerung Hunderte von Menschen, die ärztliche Beratung in Glaucha erbateten und von dort ihre Medikamente bezogen, so daß Dr. Richter sich sogar zu einem Besuch in Berlin entschließen mußte.

Dieser neue Zweig der Anstalten in Halle brachte diesen wohl Ansehen und bedeutenden Gewinn, der wieder in das Liebeswerk hineinfließ, zugleich aber erneut Anfeindung und Ärger. Denn was für die Kranken einerseits, für die Anstalten andererseits hilfreich war, wirkte sich nachteilig für Ärzte und Apotheker in Berlin aus. Und am Geldbeutel sind die Menschen besonders empfindlich. Wieder mußte Canstein als juristischer Beistand raten und schlichten. So machte er die Erfahrung, daß ein Christ, der für seinen Heiland wirken will, eben doch nicht auf einer stillen Insel ein beschauliches Leben führen und durch Mildtätigkeit im verborgenen Gutes tun kann, sondern daß er immer wieder in das wogende, stürmende Meer menschlicher Nöte und Konflikte hineingeworfen wird. Überall wurde nach Canstein gefragt. Bei der Abfassung von Schriftstücken und beim Aufsetzen von Verträgen wurde er ebenso benötigt wie beim Verkauf von wissenschaftlichen Bibliotheken. Wenn eine Schrift veröffentlicht oder ein Gutachten erstellt werden sollte, brauchte man

gleichfalls seine Hilfe. Und als es darum ging, wohlfeile Bibeln ins Volk zu bringen, war für Kalkulation und Papierbeschaffung, für Auswahl der Typen und für die Berechnung des Umfangs wieder der Rat des Freiherrn unentbehrlich. So wirkte er als juristisch und volkswirtschaftlich gebildeter Christ und stand als solcher mitten in der Welt, obwohl er keinen bürgerlichen Beruf hatte. Alles das aber, wozu ihm die Rechtswissenschaft förderlich war, diente der Ehre Gottes und dem Wohl seiner Mitmenschen. Anvertraute Gaben zum allgemeinen Nutzen!

Die oben erwähnte Sohmsche These hat sich im Kirchenkampf als sehr gefährlich erwiesen. Wer dem Gewaltregiment der dreißiger Jahre in der Kirche widerstehen wollte, war nicht nur auf die Theologie, sondern auch auf die Juristerei gewiesen. Er war nicht nur zum Zeugnis in der rechten Verkündigung und im Leiden gerufen, sondern er mußte nur zu oft und manchmal mehr, als ihm lieb war, sich auch auf das Recht berufen. Einen Einblick in diese Notwendigkeit gibt die im Jahre 1946 veröffentlichte Dokumentation unter dem Titel: „Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb“ (Ps. 99, 4), die den Untertitel trägt: „Der Kampf der Bekennenden Kirche um das Recht“. Es ist ebenso interessant wie lohnend, jene Dokumentation zu lesen. Zu dem Sohmschen Satz schreibt dort der Freiburger Professor der Rechte Dr. Erik Wolf: „Nur ein falscher, nämlich am geschriebenen Gesetz allein haftender Rechtsbegriff, wie ihn etwa der vor zwei Menschenaltern weitberühmte Kirchenrechtslehrer Rudolf Sohm, gebunden an die Auffassungen seiner Zeit, vertrat, konnte im Kirchenrecht geradezu *den* Sündenfall der evangelischen Kirche sehen.“ Demgegenüber vertritt Wolf den Satz: „Das Recht gehört zu den Ordnungsaufgaben, die aus dem Personsein des Menschen folgen.“

*Wir* werden sagen müssen und wissen uns damit in innerer Übereinstimmung mit dem Juristen und Christen Canstein: Vor *Gott* kann niemand auf sein Recht pochen.

Es bleibt bei der Erkenntnis, die Hiob ausspricht: „Ich weiß sehr gut, daß ein Mensch nicht recht behalten kann gegen Gott. Hat er Lust, mit ihm zu streiten, so kann er ihm auf tausend nicht *eins* antworten.“ (Hiob 9, 2. 3.) Gott allein kann beides: gerechtsprechen und gerechtmachen. Wir stehen immer in der Rechtfertigung durch Gott. Aber im Verkehr der Menschen untereinander gehört doch, wie ich meine, das Recht zu den Gütern des Menschen, die im 8. Gebot unter Gottes Obhut und Schutz gestellt sind. Meint der Christ, in diesem oder jenem Einzelfall auf sein Recht verzichten zu sollen oder zu müssen, so weiß er sich zu solchem Verzicht durch die Liebe verpflichtet, die ihn dringt. Er wird aber denselben Verzicht nicht einfach von jedermann fordern dürfen, auch nicht von jedem Christen, sondern er wird auch die Freiheit des andern achten müssen, der zu gegenteiliger Entscheidung kommt. Derselbe Jesus, der in der Bergpredigt das bekannte Wort vom Hinhalten auch der andern Backe spricht, sagt vor dem Hohenpriester: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ (Joh. 18, 23.) Und derselbe Paulus, der fragt: „Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht tun?“ (1. Kor. 6, 7), hat sich vor den Behörden von Philippi nachdrücklich auf sein römisches Bürgerrecht berufen (Apg. 16, 37). Inkonsequenz? Nein! Sondern die Freiheit eines Christenmenschen, der haben und nicht haben, verzichten und beanspruchen kann. In beiden Fällen geht es darum, daß er im Gehorsam des Glaubens steht. Der Christ und das Recht — damals und heute. Es bleibt bei der Feststellung, die der Prophet Jesaja trifft: „Der Herr ist ein Gott des Rechts. Wohl allen, die auf ihn harren!“ (Jes. 30, 18.)

## Die älteste Bibelgesellschaft der Welt — ein Denkmal des Dankes und des Gehorsams

Die Gründung einer Bibelgesellschaft, der ersten nicht nur auf deutschem Boden, sondern überhaupt in der Welt, krönt das Lebenswerk des Carl Hildebrand von Canstein. So wichtig die Rolle ist, die er als Laie neben fast lauter Theologen im Pietismus gespielt hat, so bedeutsam sein Wirken für die Franckeschen Stiftungen kirchengeschichtlich zu veranschlagen ist, so hilfreich und glaubensfördernd sein wahrhaft seelsorgerlich=priesterlicher Dienst an vielen seiner Zeitgenossen gewesen ist, das alles würde doch nur hinreichen, ihm in der Geschichte des Pietismus neben Spener, Francke, Zinzendorf und anderen einen kurzen Abschnitt zu widmen. Was ihn aber so heraushebt, daß ihm als einem Zeugen des gegenwärtigen Gottes die Darstellung eines eigenen Lebensbildes zugesprochen wird, ist die bis in die Gegenwart hinein lebendige und fruchtbare Gründung einer Bibelgesellschaft. Wenn der Verfasser der einzigen für einen breiteren Leserkreis bestimmten Canstein-Biographie, die aber auch schon über hundert Jahre alt ist, Carl Heinrich Christian Plath, in seinem Vorwort feststellt, „daß über die Person des Freiherrn und über sein Leben ein Dunkel gebreitet liegt, welches er nicht verdient“, so trifft dieser Satz heute noch ebenso zu wie vor hundert Jahren. Wohl wird Canstein in Darstellungen des Pietismus oder in Lebensbildern bekannter Pietisten mit ein paar Zeilen erwähnt, wohl ist der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung Speners ein Lebenslauf Cansteins angehängt, den Joachim Lange 1740 herausgegeben hat. Aber eine Darstellung für die Breite der christlichen Gemeinde existiert nicht. Selbst unter Pfarrern, denen die Namen Spener, Francke, Zinzendorf, Bogatzky und anderer Vertreter des Pietismus und Neupietismus geläufig sind, ist über die Persönlichkeit Cansteins weithin jenes Dunkel gebreitet, das sein Biograph Plath bedauert. Hören wir

denn von dem Werk, das vornehmlich ihn heraushebt über seine Zeit und ihm einen bleibenden Platz in der Kirche von heute und morgen gibt!

Es gibt eine Anekdote aus dem Leben des Feldmarschalls Blücher, des „Marschall Vorwärts“ der Freiheitskriege: In einer Tischgesellschaft sei die Preisaufgabe gestellt worden, jeder möge seinen eigenen Kopf küssen. Ein lachendes „Unmöglich!“ sei selbstverständlich die allgemeine Antwort gewesen. Wortlos sei der Marschall aufgestanden und auf Gneisenau zugegangen und habe ihn auf die Stirn geküßt. Ob frei erfunden oder wirklich geschehen, jedenfalls zeigt dieser Vorgang nicht nur die persönliche enge Verbundenheit der beiden Männer, sondern macht darüber hinaus die Aussage, an dem großen Werk für die Nation haben beide Männer gemeinsam Anteil, ohne daß man das Verdienst des einen oder des andern gegeneinander aufrechnen oder gar ausspielen darf. Ähnlich ist es bei Francke und Canstein bezüglich des Dienstes der Bibelgesellschaft. Emanuel Hirsch, der 1888 geborene Göttinger Theologe, schreibt in seiner „Geschichte der neueren evangelischen Theologie“ (Bd. II, S. 186) über Francke: „Der- selbe Mann, der im Zusammenhang mit der seit 1710 entstandenen von Cansteinschen Bibelanstalt in Halle Luthers Bibelübersetzung erst richtig zum deutschen Hausbuch gemacht hat, hat wie kein anderer den Willen zu *neuen Bibelübersetzungen* geweckt. Nicht nur, daß von ihm die ersten wirksamen und Beachtung findenden Kritiken an Verdeutschungen Luthers ausgegangen sind. Er hat auch durch seine Studienordnung, die die Beschäftigung mit dem Grundtext zum Hauptgegenstand theologischer Ausbildung machte, die Theologen zur Selbständigkeit der Lutherbibel gegenüber erzogen.“ So unbestritten das ist, so gewiß ist andererseits das Verdienst seines Freundes Canstein, mit dem er im ständigen mündlichen und schriftlichen Gespräch über alle diese Dinge war und ohne den er seine Absichten nicht ausgeführt haben würde, wie wir

noch hören werden. Wir aber wollen uns im Blick auf die beiden Männer den Wahlspruch des 1701 gestifteten preussischen Schwarzen Adlerordens zu eigen machen: „Jedem das Seine!“

Canstein hatte wie sein Vater von Jugend auf eine große Liebe zur Theologie. Wenn er auch seine zeitweise wohl vorhandene Neigung, selber Theologie zu studieren, nicht in die Tat umsetzte, so hat er zeitlebens doch theologische Studien getrieben und sogar griechischen Sprachunterricht genommen, um das Neue Testament im Grundtext lesen zu können. Daß das Griechische Neue Testament tatsächlich zu seiner Lektüre gehörte, zeigen handschriftliche Eintragungen, z. B. diese: „Einziges Heil sind nur die heiligen Schriften, einziges Vergnügen, in deren Erforschung ich mich beständig beschäftige und auch darinnen ersterben will.“ Mögen seine theologischen Veröffentlichungen heute zumeist ohne wissenschaftliche Bedeutung sein, so zeigen sie doch nicht nur Cansteins Ernst und Eifer, sondern ein erstaunliches Maß an Wissen, Erkenntnis und Urteilsfähigkeit. Wenn theologische Schriften im Halleschen Waisenhaus gedruckt werden sollten, wird nicht selten der Rat des Laien Canstein eingeholt. „Theologen von Rang legten auf das Urteil des vielseitig gebildeten Mannes großen Wert, der mit Gelehrten über Probleme des Katholizismus und Atheismus korrespondierte und in Abwehr des damaligen Skeptizismus zwei Abhandlungen über die menschliche Seele schrieb.“ (O. Söhngen.)

Cansteins Briefwechsel, der größtenteils erhalten ist und in Halle liegt, aber nur schwer zu entziffern ist und noch der Veröffentlichung harret, zeigt, mit welcher Gründlichkeit sich Canstein in die Probleme vertieft hat. Im Anschluß an seine Spener-Biographie plant er eine Geschichte des Pietismus zu schreiben, wozu es leider nicht gekommen ist. Gewiß hätte sie uns noch tiefere Einblicke in das Denken dieses Mannes vermittelt. Ein anderer Plan

aber kam zur Ausführung. Er schrieb eine Evangelienharmonie, unternahm also den Versuch, aus den vier Evangelien eine einheitliche Zusammenstellung zu erarbeiten. Nach seiner Meinung geht er dabei von einer „voraussetzungslosen, unbefangenen Schriftauslegung“ aus, die sich nachträglich als in Übereinstimmung mit der Kirchenlehre erweisen werde. Auf diese Übereinstimmung mit der lutherischen Lehre legt er nachdrücklich Wert. Allerdings ist hier Canstein im Irrtum, da es die von ihm angeblich geübte voraussetzungslose, unbefangene Schriftauslegung nicht gibt. Denn jeder Schriftausleger geht von einem ganz bestimmten Standpunkt an die Arbeit heran und verwendet gleichsam einen Schlüssel, mit dem er Zusammenhänge, Worte und Wörter erschließt, um zu vergleichen und zu ordnen. Seine Evangelienharmonie ist 1718 vollendet worden und umfaßt in zwei dicken Bänden genauso viele Seiten, wie die Zahl des Erscheinungsjahres anzeigt. Das Titelbild ist ein in Nürnberg hergestellter Kupferstich, der zwei Bibelstellen angibt. Die eine ist Joh. 20, 31, jenes Wort, über das August Hermann Francke 1687 in Lüneburg predigte, wobei es für den Prediger selber zum Durchbruch des Glaubens kam: „Diese Zeichen aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“ Die andere Bibelstelle ist Hebr. 13, 8: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

Carl Hildebrand Freiherr von Canstein lebte in der Heiligen Schrift, die für ihn wirklich Gottes Wort war, lebendiger Zuspruch und Anspruch des himmlischen Vaters an seine Menschenkinder. So war er es vom Elternhause her gewöhnt, in dem die gehorsame Beugung unter Gottes Wort begleitet war von der Beugung der Knie und Herzen im Gebet. Wird uns doch von seinem Vater, dem vielbeschäftigten Staatsmann Raban, erzählt: „Er ließ bei seinen wichtigsten Geschäften nie einen Tag vorbeigehen,

daß er nicht dreimal seine Betstunden auf den Knien an-  
dächtig gehalten.“ Was Carl Hildebrand von den Eltern  
übernommen, das hat er sich als persönlichen Besitz an-  
geeignet, seitdem er als junger Offizier in Brüssel – wir  
hörten davon – erstmals unmittelbaren Zugang zur Bibel  
gesucht und gefunden hatte. Mit seinen pietistischen  
Freunden darin einig, daß geregelter Umgang mit Gottes  
Wort unerläßlich sei für das Bleiben und Wachsen im  
Glauben, wollte er diese Seelenspeise, wie Spener in einer  
Meditation das Wort Gottes genannt hatte, für jedermann  
zugänglich machen.

In seinen „Pia desideria oder Herzliches Verlangen nach  
gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche“  
hatte Spener 1675 das Forschen in der Bibel als wichtig  
für ein wahrhaft christliches Leben bezeichnet. Gemein-  
sames Lesen und Beten in Hausbibelkreisen werde dazu  
führen, so hatte er geschrieben, daß das Wort Gottes, „das  
schon fast unter der Bank versteckt gelegen habe“, wieder  
hervorgeholt werde. Seine Anregungen wurden vielerorts  
mit dankbarer Zustimmung aufgenommen. Man versam-  
melte sich „hin und her in den Häusern“ zu Privatver-  
sammlungen und drang gemeinsam tiefer in den Reichtum  
der Heiligen Schrift ein. An Widerstand und Widerspruch  
hat es freilich auch nicht gefehlt. „Wer die Bibel und die  
heiligen Väter liest, der sieht, daß es allezeit so zugegan-  
gen ist: Wenn Gottes Wort ist ausgegangen und Gott sich  
ein Häuflein dadurch zusammengelesen, so ist der Teufel  
des Lichtes bald gewahr geworden und hat aus allen Win-  
keln dawider geblasen und gestürmt mit starken großen  
Winden“, hat schon Luther gesagt. Richtig hat der Refor-  
mator das Geschehen beobachtet und beurteilt: „So gehet  
es allezeit: Auf die reine Predigt des Wortes folgen  
Ketzereien. Daher sagen die Deutschen im Sprichwort: Wo  
Gott eine Kirche gebaut wird, da baut sich der Satan eine  
Kapelle daneben.“ Es fragt sich nur jeweils, ob dann die  
Kirche viele leere Plätze haben, die Kapelle dagegen sich

als zu klein erweisen wird. Da liegt unsere Verantwortung; das spürte auch Canstein. Gegenüber mancherlei Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, wie er sie als innerlich beteiligter Augen- und Ohrenzeuge in Berlin bei dem Kampf um die Privatbeichte miterlebte, hat er ganz getrost die Zukunft in Gottes Hände gelegt. So schreibt er am 28. 6. 1698 aus besonderem Anlaß an Francke: „Wenn die Menschen nur alle von Herzen glaubten, daß unser Gott weiser und klüger sei als sie, so sollten sie in Gelassenheit den Ausgang der Dinge erwarten, und es würde niemals fehlen, daß sie alsdann nicht sollten der Freuden voll sein, wie er die rechte Zeit des Helfens weiß und wie er sich durch so wunderbare Wege jedes Ding zu seinem Ziele führt.“ Solch ein Ausspruch liegt ganz nahe bei dem bekannten Lutherwort: „Wir sind es doch nicht, die da können die Kirche erhalten, unsere Vorfahren sind's nicht gewesen, unsere Nachkommen werden's auch nicht sein. Sondern der ist's gewesen, ist's noch, wird's sein, der da spricht: Ich bin bei euch bis an der Welt Ende.“

Die Sache in Gottes Hände legen, in Gelassenheit und Getrostheit die Zukunft Gott anheimgeben, bedeutete allerdings weder für Luther noch für Canstein, die Hände untätig in den Schoß zu legen und die Dinge treiben zu lassen. Im Gegenteil! Auch das Neue Testament ruft immer wieder zu Kampf und Arbeit, solange es Tag ist. Was später Zinzendorf in die Verse faßte: „Wir woll'n uns gerne wagen, in unsern Tagen der Ruhe abzusagen, die's Tun vergißt; wir woll'n nach Arbeit fragen, wo welche ist, nicht an dem Amt verzagen, uns fröhlich plagen und unsre Steine tragen aufs Baugerüst“, das entsprach ganz dem Sinne Cansteins und seinem zur Tat drängenden ungestümen Wesen.

So war er es denn auch, der das zu verwirklichen suchte, was Francke zuvor angeregt und sein Mitarbeiter, der Buchhändler Julius Elers in Halle, zu einem Gutachten ausgearbeitet hatte. Francke hatte dieses im Jahre 1704 in

seinem sogenannten „Großen Aufsatz“ veröffentlicht. Beide eng befreundeten Männer waren der gemeinsamen Überzeugung, daß dem Widersacher Gottes nur mit der geistlichen Waffenrüstung zu begegnen sei, die uns im Worte Gottes gegeben ist. So hatte Jesus den Versucher in der Wüste siegreich abgewehrt. So rüstete Paulus die Christen zum Kampf gegen den alt-bösen Feind: „Vor allen Dingen aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösen, und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes!“ (Eph. 6, 16. 17.) In der großen Gelassenheit einerseits, die das Werk getrost in Gottes Hände legt, und in gehorsam zupackender Aktivität andererseits ließen sich's die beiden Männer angelegen sein, Gottes Wort unter die Leute zu bringen. Franckes „Großer Aufsatz“ enthält so manchen Satz, der auf Gespräche oder Briefe zwischen ihm und Canstein zurückgeht. Als Canstein den Aufsatz auf einer Reise erneut liest, wird ihm klar: Nun muß gehandelt werden! Der praktische, welterfahrene Jurist überdenkt alle Einzelheiten und Kleinigkeiten, ohne je den Blick für die großen Linien zu verlieren. Die Bibel soll unter die Leute kommen. Denn Gottes Wort öffnet die Herzen zum Glauben.

Die *Lutherübersetzung* soll es sein, kein neuer Versuch und kein Herummodellern an dem, was Luther geschaffen hat. Doch schon zu Luthers Lebzeiten waren wohl siebzehn verschiedene Ausgaben erschienen, von denen keine der anderen aufs I-Tüpfelchen glich. Immer wieder hatte der Reformator mit eigener Hand auf Grund des hebräischen und griechischen Textes an seiner Übersetzung gebessert und gefeilt. Welche Ausgabe also sollte man jetzt, um das Jahr 1700, zugrunde legen? Canstein geht zur Königlichen Bibliothek in Berlin und findet die Ausgaben von Luthers Übersetzung aus den Jahren 1522, 1523, 1524, 1532, 1533, 1534, 1535, 1541 und eine nach Luthers Tode herausgekommene Ausgabe von 1562 vor. In Wolfenbüttel

hofft er die ihm besonders wichtige Ausgabe von 1545 zu sehen. Zugrunde gelegt wird schließlich die sogenannte Stader Bibel von 1703. Es geht Canstein darum, Luthers Übersetzung in ihrer Reinheit und Sprachkraft zu wahren, sie zugleich aber in Einklang mit der Sprache der Gegenwart zu bringen. Weiter beschäftigen ihn Fragen der Kalkulation, der Papiersorte, der Schriftart, der Parallelstellen, die für das persönliche Schriftstudium heranzuziehen sind. Auch in dieser Hinsicht steht übrigens Canstein dicht bei Luther. Auch der Reformator kümmerte sich um alles, ging in die Druckerei, wählte das Papier und die Lettern aus.

Cansteins Streben war: Billig soll die Bibel werden! Jeder einzelne soll in der Lage sein, sie zu kaufen. Zu Luthers Zeit mußte der Käufer noch das monatliche Durchschnittsgehalt eines Normalbürgers daranwenden, wenn er eine Bibel erwerben wollte. Canstein will den Preis für ein Neues Testament auf zwei Groschen (das entspricht einem Wert von heute etwa zwei DM) und für eine Vollbibel auf sechs Groschen festsetzen. Wie ist das zu erreichen? Ein solcher Preis läge nämlich weit unter den Herstellungskosten. Dreierlei muß zur Erreichung dieses Zieles beitragen: der „stehende Satz“, der Verzicht auf Gewinn, Spenden zur Finanzierung so billiger Bibeln. In Holland hat man bereits eine Bibel in englischer Übersetzung mit dem sogenannten Standsatz gedruckt, wie Elers erfahren hat. Den Unterschied zwischen dem bisherigen und dem künftigen Verfahren können wir uns folgendermaßen klarmachen. Bisher hatte man lose Buchstaben, etwa in der Zahl, die für eine Bibelseite benötigt wurden. Man setzte also eine Seite und druckte von ihr die gewünschte Zahl von Exemplaren. Dann wurde der Drucksatz einer Seite auseinandergenommen, die Lettern wurden alphabetisch wieder in ihre Kästen gelegt. Nun konnte mit dem Absetzen der zweiten Seite begonnen werden. So ging es fort, bis die ganze Bibel gesetzt und gedruckt war. Wenn

eine Auflage verkauft war, begann der ganze Arbeitsvorgang von neuem. Es leuchtet ein, welch großen Kostenaufwand diese Herstellung erforderte. Der stehende Satz hingegen ermöglichte durch Beschaffung der hierfür nötigen Anzahl von Buchstaben, die ganze Bibel in *einem* Zuge zu drucken und den fertigen Satz in besonderen Behältnissen für die nächste Ausgabe stehen zu lassen. Da das *Setzen* jeweils das Teuerste am ganzen Arbeitsvorgang ist, war hier also eine erhebliche Kostenersparnis zu erzielen. Freilich war zunächst ein hohes Anlagekapital erforderlich, um die riesigen Mengen an Buchstaben zu beschaffen.

Wieder ist es Canstein, der mit seinem ausgesprochenen Sinn für das Praktische und mit seiner Entschlossenheit die Dinge anpackt. Elers' Hinweis findet sofort die Zustimmung des Freiherrn, und wenn Geld besorgt werden muß, dann ist er wiederum der rechte Mann am rechten Platz. Dabei kargt er nicht mit hohen persönlichen Spenden, um einen Grundstock zu schaffen. Aber die für den Anfang notwendigen 4 000 Reichstaler\* aufzubringen, ist trotzdem ein schweres Unterfangen. Aber Canstein war nicht der Mann, vor Schwierigkeiten zu kapitulieren, am wenigsten vor solchen finanzieller Art. Francke lebte mit seinen Anstalten, in denen er nach einer Bestandsaufnahme in seinem Todesjahr (1727) täglich dreitausend Personen satt machen mußte, sozusagen „von der Hand in den Mund“. Manchmal wußte er am Abend nicht, womit er die Ausgaben des nächsten Tages bestreiten sollte. Er konnte dann wohl sagen: „Ich habe kein Geld. Aber ich habe Glauben an Gott.“ Leichtsinn? Überspanntheit? Gott versuchen? Wem wollte man es verübeln, wenn einer das

---

\* Ein Reichstaler ist das Vielfache des Talers, den wir aus der Zeit vor 1918 als Dreimarkstück kennen. Ein genaues Wertverhältnis des Reichstalers zu unserer heutigen DM läßt sich nicht angeben. *Eine* Schätzung besagt, 19 000 Taler entsprächen einer halben Million Mark; wenn das stimmt, kämen wir auf etwa 26 Mark für einen Taler. Also brauchte Canstein rund 100 000 Mark.

meint? Für ihn aber war es ein Rechnen mit der Wirklichkeit des himmlischen Vaters. Für ihn war es unerschütterlicher Glaube, der sich in der Fürsorge Gottes geborgen wußte. Es gibt bis in die Gegenwart viele Beispiele so kindlichen Glaubens und erfahrener Gotteshilfe.

Vater Bodelschwingh pflegte von dem „gesegneten Defizit“ zu sprechen. Man kann das nicht kopieren, nicht einfach nachmachen. Aber man muß zur Kenntnis nehmen, daß es so etwas gibt. „Der Glaub' ist ein besondrer Sinn, weit über die fünf Sinne hin.“ Weltkinder werden das nicht begreifen. Auch viele Christen werden darüber nur den Kopf schütteln. Vielleicht muß man tatsächlich einen „Schuß Pietismus in den Knochen“ haben, um solche Erfahrungen entweder selber zu machen oder doch ohne Skepsis an anderen wahrzunehmen. Daß Francke aber keineswegs Illusionist war, sondern mit den Gegebenheiten auf unserm Planeten rechnete, läßt er in einer 1690 zu Erfurt erschienenen Schrift erkennen, in der er sagt: „... gewißlich würden hohe Personen ein sehr nützlich Werk stiften, wenn sie etwa einem Verleger die Unkosten dazu herschießen wollten, daß die armen Leute, ohne dem Verkäufer einen Profit zu geben, zu der ganzen Bibel kommen könnten, welches gewißlich wohl um zehn oder zwölf Groschen geschehen könnte.“

„Ohne Profit“ — damit ist ein neues Stichwort gegeben. Also müssen die Bibeln ohne Zwischenschaltung des Buchhandels ins Volk gebracht werden. Denn der Buchhandel will und muß verdienen, sonst geht er zugrunde. Aber verdienen an der Bibel? Nun, warum nicht? Auch die Bibel ist doch ein Buch. Gewiß, aber ein Buch eigener Art. Sie ist der Brief Gottes an alle seine Menschenkinder, und diesen Brief darf man nicht zur Ware, nicht zum Handelsgegenstand machen. Canstein jedenfalls ist entschlossen, auch gegenüber etwaigen Widerständen der Buchhändler, die in der Tat nicht ausblieben, das Bibelprojekt anzupacken. In seiner rasch zufahrenden und doch zugleich klug

überlegenden Art — hier meldet sich wieder der Jurist! — führt er die Sache aus dem Studium der Planung zur Verwirklichung. Seine guten Verbindungen zum königlichen Hof und zu den Adelskreisen kommen ihm dabei ebenso zugute wie seine volkswirtschaftlichen und juristischen Kenntnisse und Fähigkeiten. Ein treuer und wertvoller Gefährte war ihm bei seinen Bemühungen der Generaladjutant des Königs, von Natzmer, mit dem Canstein seit 1689 eine feste Freundschaft verband. So wirken Canstein und Natzmer, Francke und Elers zusammen für das große Ziel. Nicht das ist wichtig, *wer* eine notwendige Sache tut, sondern *daß* sie getan wird und *daß* sie *gut* getan wird. Das sollte bei den mancherlei Rivalitäten und Ambitionen, Kompetenzstreitigkeiten und Konflikten im kirchlichen Bereich — bewußt sind hier all diese Fremdwörter gewählt, um das Krumme und Wirre, das Abwegige und Schuldhaftige unter der Warnung Jesu Mark. 10, 43. 44 vor uns aufleuchten zu lassen — bedacht und ausgesprochen werden. Canstein jedenfalls ist zeitlebens ein sehr bescheidener Mann gewesen, dem es nur um Gottes Ehre und um die Ausbreitung des Reiches Gottes ging.

Unter dem 1. März 1710 kommt Cansteins „Ohnmaßgeblicher Vorschlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preiß in die Hände zu bringen“, heraus. Wir haben diesen Titel hier in der damaligen Schreibweise wörtlich wiedergegeben. Es kennzeichnet die hohe Verantwortung und die zarte Rücksichtnahme des Verfassers, daß er diesen Aufsatz nicht in den Franckeschen Anstalten, sondern bei Gotthart Schlechtiger in Berlin drucken läßt. Überhaupt nimmt Canstein, um den Freund in Halle und dessen wohltätige Stiftungen nicht zu belasten, das ganze Unternehmen auf seine Person. Zu erwartende Angriffe etwa von Gegnern des Pietismus, die nach pietistischen Sondermeinungen in Übersetzung oder Anmerkungen schnüffeln könnten, oder seitens der Buchhändler, die um ihren Profit besorgt sind, weil diese

Bibeldrucke unmittelbar an die Besteller geliefert werden sollten, will Canstein von vornherein von Francke auf sich lenken. Für finanzielle Fehlschläge will er mit seinem eigenen Vermögen einstehen, etwaigen Gewinn dagegen dem Bibelwerk oder dem Waisenhaus zuwenden.

Als gelehrter Jurist und gewissenhafter Christ hat der Freiherr für genaue Bestimmungen der Rechtsverhältnisse gesorgt. Auch in dieser Hinsicht ist Canstein ein leuchtendes Vorbild für allen kirchlichen Dienst auch der Gegenwart. Wo in solcher Lauterkeit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit gearbeitet wird, wird das Ja des himmlischen Vaters nicht fehlen, der in das Verborgene sieht. Canstein ging es in seinem Vorschlag darum, Herzen und Gewissen anzurühren, um zum Geben willig zu machen, damit Gottes Wort weite Verbreitung finde und für jedermann im Preis erschwinglich werde. Zunächst freilich ging es nach dem Sprichwort: „Ist es nicht gescheffelt, so ist es gelöffelt.“ Hohe Spenden kamen nur sehr vereinzelt. Verheißungsvoll ist der Eingang von tausend Talern von Unbekannt. Erst einundzwanzig Jahre nach Cansteins Tode wurde bekannt, daß der dänische Prinz Carl der Spender war. Eine rechte Ermunterung war es, daß „eine Person, die es gewiß nicht übrig hat, ihren Ring von zweihundert Reichstalern gesandt hat“, wie Canstein am 16. 6. 1710 von der väterlichen Burg in Westfalen an seinen Freund Francke schreibt. Die von der Preußenkönigin Sophie Luise zugesagten zweitausend Taler schrumpfen auf nur tausend und treffen endlich am 2. Mai 1711 ein, nachdem ein Jahr seit der Zusage vergangen ist. Auch diese Spenderin bleibt für die Öffentlichkeit noch lange anonym.

Trotz solcher Zuwendungen war das allgemeine Echo auf Cansteins Vorschlag nicht eben ermutigend. So ist Canstein wiederum mit erheblichen eigenen Mitteln in die Bresche gesprungen. Einig mit Francke hatte er von vornherein die Absicht, „vermittelst göttlicher Gnade die Bibel und zuvörderst das Neue Testament in allerlei Spra-

chen in Druck zu bringen und so wohlfeil, wie bisher niemals geschehen, auch andern nicht möglich wäre, wenn sie dasjenige nicht wollten umsonst geben, was ich bei jedem Druck meine zu tun, damit das teure Wort Gottes wohl unter alle Nationen gebracht werde“ (Brief an Franke vom 16. 6. 1717). Das sind missionarische Gedanken von ökumenischer Weite, die erst lange nach Cansteins Tode verwirklicht wurden. So eilte dieser Bahnbrecher moderner Bibelbewegung seiner Zeit weit voraus. Fast prophetisch aber muten seine Worte an: „Ich wollte den Anfang mit den Engländern machen.“ Als welterfahrener, weitgereister Mann wußte er offensichtlich nicht nur das aktive, „praktische Christentum“ der Engländer zu schätzen, sondern als Realpolitiker erkannte er die führende Stellung, die England als Kolonial- und Handelsmacht schon damals in der Welt einnahm. Mußte nicht, da England sich als christliche Nation verstand, die klare Verpflichtung bejaht werden, Gottes Wort in die Völkerwelt zu bringen?

Die weltweiten Pläne Cansteins blieben in der Idee und Programmatik stecken. Daß sie aufgezeigt wurden, ist Cansteins Verdienst. Daß sie nicht verwirklicht wurden, ist nicht Cansteins Schuld. Für einen einzelnen Mann war die Aufgabe zu groß. Hätte er in größerem Maße die Unterstützung vermögender Einzelpersonen gehabt und daneben sich der Förderung durch die Landeskirchen erfreuen dürfen, die damals die Aufgabe noch nicht in den Blick bekamen, so wäre Halle, das nicht als Geburtsstadt Händels, sondern als Geburtsstätte der Franckeschen Stiftungen weltberühmt wurde, darüber hinaus schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts zum Mittel- und Ausgangspunkt einer weltweiten Bibelverbreitung geworden. Die Zeit war noch nicht reif, und Gottes Stunde war noch nicht gekommen. So müssen wir rückblickend heute sagen.

Die Feststellung, daß dieses oder jenes „*dei providentia et hominum confusione*“ (durch Gottes Vorsehung und der Menschen Verwirrung) geschehen sei, gilt auch noch

für einen weiteren nicht verwirklichten Plan Cansteins. In der Vorrede zu einer Bibelausgabe von 1717 spricht er die Erwartung aus, daß überall in Deutschland Bibelanstalten gegründet werden sollten. Erst hundert Jahre später erfüllt sich diese Erwartung. Die 1804 gegründete Britische und Ausländische Bibelgesellschaft in London gab den Anstoß, daß in Deutschland, der kirchengeschichtlichen Entwicklung des Landeskirchentums entsprechend, eine Fülle kleinerer Bibelanstalten entstand, die zumeist die Bibelausgaben der von Cansteinschen Bibelanstalt bezogen und ihre Verbreitung im In- und Ausland förderten. Ein weiter Weg in hundert Jahren von Halle nach London und zurück in das Mutterland der Reformation! Die Cansteinsche Bibelanstalt aber hat in den acht Jahren, die zwischen ihrer Gründung und dem Tode ihres Gründers im Jahre 1719 liegen, nicht weniger als 100000 Neue Testamente und 80000 Vollbibeln herausgebracht. Eine unter den damaligen technischen und finanziellen Gegebenheiten erstaunliche, ungeheure Leistung! Seit 1727 konnte auch der Wunsch Franckes und Cansteins nach fremdsprachigen Bibeln erfüllt werden. Zunächst erschienen solche in böhmischer und polnischer Sprache. So hatte sich wieder einmal das Gleichnis Jesu vom Senfkorn erfüllt.

Die älteste Bibelgesellschaft der Welt — ein Denkmal des Dankes und des Gehorsams! Männer, die Gottes Gnade als das große Geschenk ihres Lebens empfangen haben, konnten nicht anders als Gott durch ein Leben der Hingabe und des Gehorsams in der Nachfolge Christi danken. Francke und Canstein sind die hervorragendsten unter ihnen. Neben ihnen stehen andere: der unermüdliche Elers und der von Francke nach Halle berufene erste Leiter der Bibelanstalt, Joh. Heinr. Grischow. Er übernahm die Arbeit am 21. Oktober 1710, und dieser Tag wird seitdem als Gründungstag angesehen. Der größte Teil des bei Cansteins Tode vorhandenen Stiftungskapitals in Höhe von 11 285 Talern stammte von Canstein selber. Der Name

Cansteinsches Bibelwerk taucht erstmals in einer handschriftlichen Aufzeichnung Grischows am 8. 9. 1721 auf. Offiziell aber nahm die Anstalt den Namen ihres Begründers in dankbarer Würdigung seiner Verdienste erst im Jahre 1775 an, also fünfundfünfzig Jahre nach seinem Tode. Auf dem alten Firmenschild aber stehen die Worte, die über alles menschliche Tun hinaus und in die Zukunft weisen:

*Fest wie an ihrem Ort  
hier Cansteins Lettern stehn;  
viel fester noch steht Gottes Wort  
und wird nicht untergehn.*

## Das Erbe

Von April bis Mitte Juli 1719 ist Carl Hildebrand in Westfalen auf der Burg seiner Väter. Wie oft hat er diese Reisen unternommen, von Berlin nach Halle, wo er stets seinen Freund Francke besuchte, und von Halle ins Westfalenland, der rastlose, unermüdliche Mann! Am 31. Juli trifft er wieder in Berlin ein. In seinem Tagebuch vermerkt er: „Göttliche Güte und Providenz habe auf der Reise erfahren, dafür dem Herrn demütigsten Dank sage. Er lasse mich mehr und mehr ihm geheiligt sein!“ Er hat gewiß nicht geahnt, daß es seine letzte Reise und seine letzte Eintragung sein würde. Nur noch zehn gesunde Tage sind ihm beschieden. Er begeht seinen 52. Geburtstag. Kurz darauf befällt ihn die rote Ruhr, jene tückische Krankheit, die ihn Jahrzehnte zuvor als jungen Offizier in Brüssel an den Rand des Todes gebracht hat. Diesmal kann weder ärztliche Kunst noch aufopfernde Pflege noch inständiges Gebet ihn halten. Gott ruft seinen Diener ab.

Seine Frau Bartha geb. von Krosigk, die er 1707 gehelicht hatte und die ihm fast zwölf Jahre in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe eine treue Gefährtin und

verständnisvolle Gehilfin seiner Pläne und Arbeiten gewesen war, war 1718 gestorben. Sie sagte einmal zu ihm: „Du baust an der größten Kanzel, die das Wort der Heiligung und Erlösung am weitesten verbreitet. Deine Bibelanstalt trägt Gottes Wort hinaus in alle Welt, in Schlösser und Kammern.“ Schweigend hatte er zugehört, sinnend hatte er seine Gedanken zu vielen wandern lassen, die schon in die Ewigkeit gerufen worden waren, und schließlich war er zu seinem allzeit verehrten und geliebten Vater Raban mit den Worten zurückgekehrt: „Nicht Spener hat die Saat gestreut, die in dem wenigen, das ich tun durfte, Frucht brachte. Mein Vater ist es gewesen. Alles ist Gnade. Herr, von dir ist alles gekommen, und von deiner Hand haben wir es dir gegeben.“ Carl Hildebrand hatte das Vätererbe treu bewahrt und vermehrt. Des Vaters Bild und Vermächtnis lebte in seinem Herzen und in seinem Werk. Nun machte er sich auf, zu seinem himmlischen Vater zu gehen. Sein Beichtvater Johannes Rau und seine Freunde, Freiherr von Natzmer, der fromme General, Francke, der Theologe und Seelsorger, und Elers, der selbstlos dem Bibelwerk dienende Buchhändler, standen um sein Bett. Am 19. 8. 1719, einem Sonnabend, zwischen ein und zwei Uhr mittags, nahm Gott ihn zu sich. Heimkehr zum Vater! Ein treuer Zeuge seines Heilandes war am Ziel. Er starb in der Gewißheit, die ein Lieblingslied der Gemahlin des Großen Kurfürsten zum Ausdruck bringt, das 1653 fast gleichzeitig in zwei verschiedenen Berliner Gesangbüchern auftaucht:

„Jesus, er, mein Heiland, lebt;  
ich werd' auch das Leben schauen,  
sein, wo mein Erlöser schwebt,  
warum sollte mir denn grauen?  
Läset auch ein Haupt sein Glied,  
welches es nicht nach sich zieht?“

Die Beisetzung erfolgte im Cansteinschen Erbbegräbnis

der Berliner Marienkirche, die heute im östlichen Teil der geteilten Stadt liegt und bis 1961 Predigtkirche von Bischof Dibelius war. In der Vorhalle befindet sich der berühmte Totentanzzyklus aus dem Jahre 1484. An ihm vorbei war einst das Trauergefolge für Raban von Canstein zum Gedächtnisgottesdienst in das Gotteshaus eingezogen. Jetzt zog die große Schar derer daran vorbei, die von Rabans Sohn Carl Hildebrand Abschied nahmen. So war den Lebenden die Mahnung vor Augen gestellt: „Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.“ Für die Gedächtnispredigt hatte Johann Forst, Hofprediger der Königin, Propst von St. Nikolai, am Sonntag, dem 3. September, den von Carl Hildebrand selbst gewählten Text Phil. 3, 8. 9 zugrunde gelegt. Er führte u. a. aus: „Das Wort Gottes war nicht nur die Speise seiner eigenen Seele, sondern er wandte auch großen Fleiß und viele Kosten daran, daß es auch andere zu ihrer Seelen Nahrung haben, sonderlich aber die Armen es zu ihrem heilsamen Gebrauch für einen geringen Preis in die Hände bekommen möchten . . .“

„Wenn ein Knecht im Hause stirbt, so hört darum die Haushaltung nicht auf.“ So hatte Francke einmal gesagt. Canstein hat das Seine getan, um die innere und äußere Haushaltung in guter Ordnung weiterzuführen. Seinen gesamten Besitz vermachte er wenige Tage vor seinem Tode dem Waisenhaus zu Halle. Dazu gehörten auch seine im Brandenburger Land gelegenen Güter und Forsten sowie sein Erbanteil am väterlichen Besitz in Westfalen. Freilich blieb sein Testament nicht unangefochten. Seine Schwestern Luise Henriette, verheiratete von Friesen, und Margarete, verheiratete von Degenfeld, prozessierten, und erst in der folgenden Generation wurde durch einen Vergleich der unerquickliche Prozeß abgeschlossen, von dem die Hallenser Freunde sagten, er sei „eine elende Fortsetzung jener schönen fünfundzwanzig Jahre, welche hierdurch der Freiherr mit seinem Vermögen unser Stift so

schön unterstützt hat“. Wer will es den westfälischen Verwandten verargen, wenn sie die Dinge anders beurteilen! Noch 1945 schreibt einer aus dem Geschlecht derer von Canstein: „Nicht nur der Kindersegen — die Kinderlosigkeit der Generation brachte die Familie fast zum Aussterben —, sondern auch die Erhaltung des alten Canstein wäre für alle Heutigen ein Glück gewesen. Denn in seiner Stiftung lag der Verlust des namengebenden, Jahrhunderte im Besitz gewesenen Gutes begründet.“ Die Entscheidungen sind gefallen; mit der Geschichte zu rechten oder die Vergangenheit anzuklagen, ist unfruchtbar. Von der Familiengeschichte her, von der Bindung an die Tradition her, im Blick auf die Ahnen, die im ersten Kapitel dieses Büchleins gewürdigt wurden, ist der Schmerz und die Enttäuschung derer zu verstehen, die noch heute den Namen von Canstein tragen.

Als Christen aber sollten alle gemeinsam, die Cansteins und die Nachfahren jener Liebeswerke in Halle an der Saale, Katholiken und Protestanten, sich freuen über den Segen, den Gott in drei Jahrhunderten so sichtbar auf Leben und Werk des Carl Hildebrand Freiherrn von Canstein gelegt hat. Wenn heute Evangelisches und Katholisches Bibelwerk, in gutem Kontakt miteinander stehend, sich von der großen Aufgabe gefordert wissen: „Gods word for a new age!“ („Gottes Wort für eine neue Zeit!“), und wenn der Begründer der ältesten Bibelgesellschaft, der Freiherr von Canstein, obwohl er gestorben ist, noch heute daran lebendigen Anteil hat, dürfen wir wie einst Josua das gütige Walten Gottes preisen: „Siehe, ich gehe heute dahin wie alle Welt; und ihr sollt wissen von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß nichts dahingefallen ist von all den guten Worten, die der Herr, euer Gott, euch verkündigt hat. Es ist alles gekommen und nichts dahingefallen.“ (Jos. 23, 19.)

Erbe verpflichtet. Canstein lebte als Christ in den Spannungen seiner Zeit. Er ragt hinein in die Spannungen auch

unserer Zeit. Jede Zeit hat die ihr eigenen Spannungen und Probleme zu bewältigen. Aber es gibt Probleme und Aufgaben, die uns durch Generationen und Jahrhunderte begleiten. Mögen sie in neuen Formulierungen und in neuem Gewand auftreten, sie lassen sich oft hinter der modernen Maske als alte Bekannte entdecken.

Erbe verpflichtet, auch das Erbe des Pietismus. Es ist Ausdruck geschichtslosen Denkens und damit zugleich Zeichen von Torheit und Überheblichkeit, wenn Menschen verächtlich und geringschätzig über den Pietismus von einst und von heute die Nase rümpfen oder beißenden Spott über ihn ausgießen. Auch wenn Theologieprofessoren oder Pastoren das tun, ist es nicht anders, höchstens schlimmer. Wer Geschichte kennt, auch Geistesgeschichte und Theologiegeschichte, wird kritisch das Positive und Negative, Licht und Schatten, Zeitgebundenes und Zukunftsgestaltendes analysieren und würdigen. Karl Barth sagt in seinem Buch „Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert“: „Die Geschichte ist kein Malkasten, der jedem zur Verfügung steht, der etwas zu wissen meint und das Bedürfnis hat, dieses sein Wissen durch ein entsprechendes Geschichtsbild um so eindrücklicher zu machen. Nochmals: Die Geschichte sind die lebendigen Menschen, die gerade, wenn sie gestorben sind, gerade weil ihr Werk dem guten Willen unserer Auffassung und Deutung wehrlos ausgeliefert ist, schon den Anspruch auf unsere Ritterlichkeit haben, den Anspruch, sich mit ihrem eigenen Anliegen hören lassen zu dürfen und nicht einfach als Mittel zu unseren Zwecken verwendet zu werden.“ An anderer Stelle sagt er: „Augustin, Thomas, Luther, Schleiermacher und all die andern sind nicht tot, sondern lebendig. Sie reden noch und wollen als Lebendige gehört sein, so wahr wir uns selbst und sie mit uns in der Kirche wissen. Sie haben vor uns je in ihrer Gegenwart um derselben kirchlichen Aufgabe willen dieselbe Besinnung geleistet, die heute von uns gefordert ist.“

Diesen Anspruch auf unser Hören, auf Sachlichkeit und Ritterlichkeit haben auch die Männer des Pietismus, dessen große Verdienste unbestreitbar sind. Der bedeutende Kirchenhistoriker Karl Heussi schreibt: „Mit seiner lebendigen Frömmigkeit und seiner seelischen Vertiefung hat der Pietismus seiner eigenen und der folgenden Zeit ungemessen Wertvolles gegeben.“ Emanuel Hirsch erwähnten wir bereits. Der Lutherforscher Karl Holl (1866–1926) läßt dem Pietismus nicht bloß Gerechtigkeit widerfahren, sondern anerkennt seine Verdienste. Albrecht Ritschl (1822–1889), der einflußreichste protestantische Dogmatiker seit Schleiermacher, schrieb eine dreibändige „Geschichte des Pietismus“. Er sieht den Pietismus vorwiegend als eine von der Mystik und vom Calvinismus und Puritanismus abhängige, nach Deutschland von außen importierte und in ihrem Wesen unevangelische Erscheinung an. Neuere Forschungen jedoch haben dies als Fehlmeinung erkannt und infolgedessen auch die aus ihr abgeleiteten Urteile als Fehlurteile aufgewiesen, etwa Kantzenbach, Aland und andere, die die theologische Verbindung zwischen Luther und der Reformorthodoxie zu Spener und dem halleischen Pietismus aufzeigen. Niemand, der Bescheid weiß, wird blind sein gegen Auswüchse und Verirrungen, gegen Unzulänglichkeiten und Mängel des Pietismus — welche Bewegung in der christlichen Kirche wäre frei von solchen? —, niemand aber, der in der Kirchen- und Theologiegeschichte bewandert ist, wird sich der bleibenden Bedeutung des Pietismus verschließen dürfen und können. Ernstliches Forschen nach Erkenntnis der Wahrheit und respektvolles Ernstnehmen unterschiedlicher oder gegenteiliger Überzeugung wird mehr und mehr das vielfältige und vieldeutige Bild des Pietismus erhellen — zum Segen der ganzen Kirche.

In diesem Sinne darf auch das Gespräch gewertet werden, das Karl Barth 1959 mit Vertretern des Pietismus hatte. Damals sagte er: „Tempora mutantur et nos in illis

(zu deutsch: ‚Die Zeiten ändern sich und wir in ihnen‘). Vor vierzig Jahren hätte ich es mir nicht träumen lassen, daß ich eines Tages so mit Gemeinschaftsleuten sprechen könnte. Damals war ich ein ‚wilder Mann‘ im Blick auf den Pietismus. Aber ich glaube, auch die Pietisten waren damals anders. Es ist ein Glück, daß wir alle miteinander vorwärtsgeführt werden.“ Solche Erfahrungen lassen uns hoffen, hoffen auch im Blick auf die schmerzhaften, leidvollen und zum Teil leidenschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen einer pietistisch bestimmten Gemeindefrömmigkeit und gewissen Vertretern der heutigen theologischen Wissenschaft. Die alte Weisheit gilt auch heute: „Die Theologie braucht zur Auseinandersetzung über strittige Fragen immer eine große Zeitspanne. Gott gewährt sie. Darum sollen wir auch geduldig sein und wissen: ‚Der Herr wird’s versehn.‘“

Der Pietismus hat stärksten Einfluß auf das Entstehen und die Pflege eines verantwortlichen Staatsbewußtseins ausgeübt. Der angesehene Historiker Professor Hans-Joachim Schoeps in Erlangen schreibt in seinem 1966 erschienenen Buch „Preußen — Geschichte eines Staates“ dazu u. a.: „Das Vertrauen der Krone hat den Pietismus staatsfreudiger gemacht . . . andererseits hat seine Verkündigung in den preußischen Bürgern früh den Geist der sozialen Verantwortung und ein neues Ethos der Arbeit als Gottesdienst erweckt . . . Den Blick vom Eigeninteresse weg auf das Ganze zu richten und Gottesdienst als ein Leben irdischer Pflichterfüllung zu bewähren, stimmte mit den Staatsinteressen gut überein.“ Solche Impulse können auch für die Gegenwart fruchtbar sein, und wenn heute gern von „politischer Diakonie der Kirche“ gesprochen wird, lassen sich unschwer Verbindungslinien in die Vergangenheit ziehen, die ebenso zu reformatorischen wie pietistischen Ursprüngen weisen. Hören wir noch einmal einen so gründlichen Sachkenner wie Schoeps! Er schreibt: „Der Pietismus als innerpreußische Reformbewegung des

Absolutismus hat dem Staat verantwortungsbewußte Untertanen herangezogen, ein modernes Bürgertum, sozial und arbeitswillig, einen Beamtenstand, dessen Dienstgesinnung ethisch=religiös fundiert war. Der spezifisch *preußische* Pietismus mit seinem ausgeprägten Sozialethos und dem Willen zu einer ‚Generalreform‘ (Francke) hatte nichts Süßliches an sich; er war eine nüchterne und harte Reformbewegung, wie geschaffen für eine ‚Beamtenreligion‘. Außerdem hat der Pietismus viel zur ‚Entfeudalisierung‘ des preußischen Adels beigetragen. Im pietistischen Konventikel trafen sich Graf und Schuster auf der gleichen Ebene. Der ‚erweckte‘ Graf fühlte sich dem ‚frommen‘ Schuster enger verbunden als seinen ‚unbekehrten‘ Standesgenossen. In der Erweckungsbewegung nach den Befreiungskriegen hat sich dies wiederholt.“ Dieser von allem Dünkel und Klassegeist freie Verkehr miteinander bewegt sich ganz in den Aussagen des Paulus: „Es ist kein Ansehen der Person vor Gott“ (Eph. 6, 9). Zugleich ist er die praktische Anwendung vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch innerhalb der Gemeinde.

Wenn Spener, der „Vater des Pietismus“, in seinen „*Pia desideria*“ die intensivere Beschäftigung mit dem Worte Gottes und die regere religiöse Betätigung der Laien fordert und Canstein diese Forderungen für sich persönlich und als verpflichtende Mahnung an die christliche Gemeinde aufnimmt, so ist das ein dringlicher Aufruf an die Christen auch heute. Wenn Francke unter ausdrücklicher Berufung auf Luther als Ziel der theologischen Ausbildung bezeichnet, daß der Studiosus ein *textualis theologus*, ein Schrifttheologe, werde, und Canstein sich für dieses Ziel einsetzt, u. a. durch Schaffung eines Stipendiums für das *studium orientale* (gründliche Ausbildung in den alten Sprachen), so entspricht das wiederum ganz den modernen Bemühungen um gründliche Schriftauslegung. Wenn Canstein bei Predigern und Hörern des Evangeliums auf das

dringt, was wir modern das persönliche Engagement nennen, daß wir also als Prediger nicht nur Referenten, sondern Zeugen sein sollen, die Mut zum Glauben machen, und als Hörer nicht nur wie Zuschauer auf der Tribüne, sondern als Akteure in der Arena uns verstehen, so ist auch dies eine höchst zeitgemäße Forderung, ebenso auch eine apostolische Weisung dessen, der den Korinthern schreibt, „daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde“ (1. Kor. 9, 27).

Canstein bejaht bewußt die Tradition und gestaltet zugleich entschlossen die Zukunft. Es gilt, das Wertvolle und Gute der Vergangenheit hineinzunehmen in die Gegenwart und hinüberzutragen in die Zukunft. „Wer keine Vergangenheit hat, der hat auch keine Zukunft; er bleibt den Einfällen des Augenblicks ausgeliefert“ (Karl Holl). Canstein gibt seinen Bibelausgaben Sacherklärungen und Parallelstellen bei. Er fördert – wie andere Pietisten auch – das Lesen und Besprechen der Bibel in kleinen Kreisen. Noch einmal sei Karl Holl († 1926) zitiert: „Der Laie von heute weiß mit seiner Bibel nichts mehr anzufangen . . . Er nimmt die Bibel, blättert eine Weile darin herum, liest dies und das, findet nichts, was ihn sofort anspricht, und legt sie wieder enttäuscht beiseite. Es genügt nicht, daß man dem Laien die Bibel in die Hand gibt; er bedarf einer Anleitung, wie er aus ihr etwas für seinen inneren Menschen herausholen kann . . . Ich denke an eine Form wie die Stunden der württembergischen Pietisten. . .“

Canstein stand bewußt in der Lehre der lutherischen Kirche. Er wußte, daß Herzensfrömmigkeit ohne den festen Grund klarer Lehre zu Sektiererei und Schwärmerei führt. Wissen wir das auch? Manche pietistische Gruppe ist im Kirchenkampf der Irrlehre zum Opfer gefallen, weil sie der gesunden Lehre ermangelte und eine subjektive Frömmigkeit für ausreichend erachtete. Canstein kannte die Schäden der kirchlichen Institution und Organisation, aber auch ihre bewahrenden Kräfte. Er kannte aber auch die

Gefahren sich abkapselnder Konventikel und die auflösenden Tendenzen gefühlicher Privatfrömmigkeit. Deshalb war er ein treuer Besucher der Gottesdienste.

Der Laie Canstein wußte sich als Christ zum Dienst gerufen. Ohne ein Amt in Kirche und Staat zu bekleiden, ohne einen bürgerlichen Beruf auszuüben, stand er als Christ immer im Dienst. Es war seine ganz persönliche Entscheidung und dank seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit auch seine Möglichkeit. *Wir* haben diese Möglichkeit nicht. Wir stehen im Berufsleben, als Beamter oder Bauer, als Handwerker oder Arbeiter, als Künstler oder Gelehrter, als Hausfrau oder Lehrerin. Aber: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ Empfangene Gaben sollen wir anwenden. „Damit ich's brauch' zum Lobe dein, zu Nutz und Dienst des Nächsten mein, wollst mir dein' Gnade geben“, heißt es in der Liedstrophe, die Bartha von Krosigk, Cansteins Ehefrau, besonders liebte und auch für andere als Aufmunterung zur Nächstenliebe anwandte. Auch Geld und Gut waren für Canstein anvertraute Gaben, die er von Gott zu Lehen empfangen hatte. Gott war sein Lehensherr. Ihm war er Gefolgschaft und Rechenschaft schuldig. In der modernen Jagd nach Glück und Geld, nach Erfolg und Ehre ist uns Canstein ein Mahner, alle unsere Kräfte und Güter, alle Gaben des Geistes, der Seele und des Leibes anzusehen und anzuwenden in der dankbaren Erkenntnis: „Wir sind Beschenkte.“

Canstein — ein Christ in den Spannungen seiner und unserer Zeit. Wir haben einige dieser Spannungen aufgezeigt. Dem aufmerksamen Leser wird sich noch mancherlei an Vergleichsmöglichkeiten aufdrängen, was uns die Haltung Cansteins als vorbildlich erscheinen läßt. Rezepte lassen sich nicht ausstellen. Die Menschen sind verschieden, die Situationen sind unterschiedlich, so viele Ähnlichkeiten auch vorhanden sein mögen. Niemand kann einem andern Entscheidungen abnehmen. Niemand kann dem andern eine bestimmte Verhaltensweise zur Pflicht machen.

Wir können Entscheidungen nur anbahnen, bestenfalls empfehlen. Wir können unserm Nächsten für seine Entscheidungen entweder fördernd zur Seite oder hindernd im Wege stehen.

Seien wir gute und treue Sachwalter eines reichen Erbes! Dann werden wir uns als „Gottes Mitarbeiter“ (1. Kor. 3, 9) erweisen im Sinne jener Sätze, die Carl Hildebrand von Canstein in der Vorrede zur ersten Bibelausgabe vom Jahre 1713 niedergeschrieben hat: „Ich wünsche zuletzt aus dem tiefsten Grund meiner Seele, daß es dem großen Gott und himmlischen Vater nach seiner überschwenglichen Güte gefalle, den Lauf seines teuren Wortes auch zu unseren Zeiten mächtig zu fördern. Er erwecke zu diesem Zweck in vielen Herzen den Vorsatz, nach eines jeden Vermögen und Verhältnissen alle vom Herrn empfangenen Kräfte und Mittel mit Freuden anzuwenden, damit das Licht Seines Wortes weiterhin allerorten ausbreche und in immer mehr Herzen leuchte! Dann wird alles Land der Erkenntnis des Herrn voll werden, wie mit Wasser des Meeres bedeckt.“

## Literaturnachweis

Genealogisches Handbuch des Adels.

Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG). 3. Auflage 1957.

Joachim Lange: Das Muster eines rechtschaffenen Lehrers in der erbaulichen Lebensbeschreibung des um die ganze evangelische Kirche hochverdienten Theologi D. Philipp Jakob Spener . . . von dem seligen Herrn Carl Hildebrand Freiherrn von Canstein verfasst (Anhang: Lebenslauf des Carl Hildebrand und seines Vaters Raban). Halle 1740.

Carl Heinr. Christian Plath: Freiherr von Canstein. Halle 1861.

August Tholuck: Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlauf des 17. Jahrhunderts. Hamburg und Gotha 1852.

- Albrecht Ritschl: Geschichte des Pietismus, Bd. II. 1888.
- Carl Jost Rabe von Canstein: Geschichten aus der Familiengeschichte. 1946.
- Karl Heussi: Kompendium der Kirchengeschichte, 10. Auflage 1948.
- Emanuel Hirsch: Geschichte der neueren evangelischen Theologie. 1949.
- Karl Barth: Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. 1947.
- Rudolf Thiel: Luther. o. J.
- Ich bin der Weg. Almanach auf das hundertvierzigste Jahr der Evang. Hauptbibelgesellschaft zu Berlin. Berlin 1954.
- Hans Bruns: Philipp Jakob Spener. 1955.
- Im Reiche dieses Königs hat man das Recht lieb. Dokumente und Zeugnisse. 1946.
- Ursula Bours, ed.: Bilder aus Westfalen. 1958.
- Dein Wort ist die Wahrheit. Almanach auf das hundertfünfundvierzigste Jahr der Evang. Hauptbibelgesellschaft zu Berlin. Berlin 1959.
- Oscar Söhngen, ed.: Die bleibende Bedeutung des Pietismus. 1960.
- Die Bibel in der Welt. Jahrbuch des Verbandes der Evang. Bibelgesellschaften in Deutschland. Ed. Rob. Steiner. 1960.
- Eva Hoffmann-Aleith: Der Freiherr. Roman. 1960.
- Ernst Bunke: August Hermann Francke. 2. Auflage 1960.
- Dietrich Jungklaus, ed.: August Hermann Francke. Wort und Tat. 1966.
- Friedrich Spiegel-Schmidt: Kirche ohne Geist? 1965.
- Karl Holl: Kleine Schriften. Ed. Rob. Stupperich. 1966.
- Friedrich Wilhelm Kantzenbach: Orthodoxie und Pietismus. 1966.
- Hans-Joachim Schoeps: Preußen — Geschichte eines Staates. 1966.
- Fritz Bauer: Auf der Suche nach dem Recht. 1966.
- Günther Hagen: Mein Brandenburger Land. o. J.
- Klaus Deppermann: Der Hallesche Pietismus und der preußische Staat unter Friedrich III. 1961.

CARL HILDEBRAND FREIHERR VON CANSTEIN (1667–1719) ist der Gründer der nach ihm benannten von Cansteinschen Bibelanstalt, der ältesten Bibelgesellschaft der Welt. Da über die Persönlichkeit und das Leben von Cansteins wenig bekannt ist, dürfte die Herausgabe eines Lebensbildes anlässlich der 300. Wiederkehr seines Geburtstags ein Akt der Gerechtigkeit und zugleich ein Dienst für die christliche Gemeinde sein.

Superintendent Leppin, ein gründlicher Kenner der Materie, stellt Leben und Werk des Freiherrn mitten hinein in die Spannungen seiner Zeit, die weithin auch die Probleme unserer Zeit sind. Damals ging es um die Auseinandersetzung zwischen Orthodoxie und Pietismus. Freiherr von Canstein, der Freund August Hermann Franckes und Philipp Jakob Speners, stand mit großer Entschiedenheit auf der Seite des Pietismus, der an der erst kürzlich gegründeten Universität Halle seine besondere Pflegestätte gefunden hatte. Canstein, von Hause aus Jurist, hatte von Jugend auf eine große Liebe zur Theologie. In enger Zusammenarbeit mit August Hermann Francke verfolgt er seinen Plan, das Wort Gottes in möglichst billigen Ausgaben unters Volk zu bringen, und wird so im Jahre 1710 zum Gründer der ersten Bibelanstalt, die in den acht Jahren bis zu seinem Tode nicht weniger als 100 000 Neue Testamente und 80 000 Vollbibeln herausgebracht hat. In seinem Werk lebt Freiherr von Canstein, der lutherische Pietist, noch heute fort.